



Ausschussdrucksache 19(18)192

Zusammenstellung der Stellungnahmen der geladenen Sachverständigen

zum öffentlichen Fachgespräch

Antrag der Fraktionen der CDU/CSU und SPD

Wissenschaftskommunikation stärken – Strukturen sichern, neue Möglichkeiten schaffen – BT-Drucksache 19/16044

und

Antrag der Fraktion der FDP

Echte Wissenschaftskommunikation – Glaubwürdig und beteiligungsstark – BT-Drucksache 19/17517

		Seite
19(18)192a	Dr. Jan Martin Wiarda, Wissenschaftsjournalist	2
19(18)192b_neu	Hochschulrektorenkonferenz	3
19(18)192c_neu	Nationales Institut für Wissenschaftskommunikation	7
19(18)192d	Science Media Center Germany gGmbH	28
19(18)192e	Futurium	37
19(18)192f	Zivilgesellschaftliche Plattform Forschungswende	43
19(18)192g	Wissenschaftspressekonferenz (WPK)	50
19(18)192h	Leopoldina Nationale Akademie der Wissenschaften	53
19(18)192i	Alfred-Wegener-Institut, Wissenschaft im Dialog	57

Jan-Martin Wiarda
Journalist für Bildung und Wissenschaft
Teltow

**Persönliche Stellungnahme
für die das öffentliche Fachgespräch „Wissenschaftskommunikation“
im Bundestagsausschuss für Bildung, Forschung und
Technikfolgenabschätzung
am 25. März 2020**

Was mich freut:

Die im Bundestag vertretenen Fraktionen setzen sich erneut und sehr problembewusst mit den Herausforderungen moderner Wissenschaftskommunikation auseinander. Davon zeugen die vorliegenden Anträge. Auch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) hat mit seinem Strategiepapier die Debatte befördert.

Was mich stört:

Die Debatte über die Gegenwart und Zukunft der Wissenschaftskommunikation, über neue Anreize für Forschende und die Förderung vorhandener und neuer Initiativen ist nicht neu. Im Gegenteil: Viele der zurzeit diskutierten Gesichtspunkte kommen mir äußerst bekannt vor. Auch einige der heute eingeladenen Sachverständigen, mich eingeschlossen, saßen schon einmal hier und berichteten zu exakt denselben Fragen. Das war 2015. Vor mehr als vier Jahren. Ehrliche Frage: Was ist seitdem passiert? Meine Antwort: 2015 ist die Debatte im Bundestag versandet. Droht ihrer Wiederauflage dasselbe Schicksal? Ich hoffe nicht!

Was ich für wichtig halte:

Drei Punkte in aller Kürze, um die drei Minuten, die mir zur Verfügung stehen, einzuhalten.

1. Ohne Verpflichtung läuft nichts. Wer die Wertigkeiten und Karriereanreize zugunsten der Wissenschaftskommunikation ändern will, muss die Wissenschaftskommunikation zum verpflichtenden Bestandteil in jedem größeren Forschungsprojekt machen, und dieser Bestandteil darf nicht nur Alibi-Charakter haben. Ich hatte eigentlich das BMBF-Papier vom vergangenen Jahr entsprechend verstanden, bin mir aber nicht mehr sicher, ob das vielleicht ein eher auf meinem Wunschdenken beruhendes Missverständnis war.
2. Der Forderung, alle aktuellen und auch alle künftigen Initiativen, Projekte und Förderprogramme der Wissenschaftskommunikation regelmäßig und unabhängig evaluieren zu lassen, stimme ich entschieden zu. Abhängig vom Evaluationsergebnis müssen Initiativen beendet oder ggf. ausgebaut werden.
3. Der Wissenschaftsjournalismus muss, wenn wir über Wissenschaftskommunikation reden, gleichberechtigt mitdiskutiert werden. Seine wirtschaftliche Lage ist teilweise kritisch. Auch wenn die Einrichtung von Förderstrukturen für den unabhängigen Wissenschaftsjournalismus alles Andere als trivial ist, halte ich es für unerlässlich, sie zu erwägen, und zwar in Form einer unabhängigen Stiftung zur Förderung des Wissenschaftsjournalismus. Diese sollte keine Dauerfinanzierung an Journalisten und Medien leisten, aber sie könnte Anschlag geben für neue Ideen und Konzepte und auch persönliche Recherchestipendien ermöglichen.

Fachgespräch zum Thema „Wissenschaftskommunikation“
Ausschuss für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung
des Deutschen Bundestages
27.5.2020
Stellungnahme Prof. Dr. Peter-André Alt,
Präsident der Hochschulrektorenkonferenz (HRK)

Deutscher Bundestag
Ausschuss f. Bildung, Forschung
u. Technikfolgenabschätzung

Ausschussdrucksache
19(18)192b_neu

19.05.2020

Ausgangslage und Rolle von Hochschulen und HRK

Die Covid-19-Pandemie zeigt in großer Klarheit die Bedeutung einer professionellen Wissenschaftskommunikation. Selten stehen die wissenschaftliche Arbeit, ihre Methodik und ihre Ergebnisse so im öffentlichen Fokus. Dabei müssen das Zusammenwirken der Disziplinen, die Rollenverteilung zwischen Wissenschaft und Politik und die Entwicklungsprozesse wissenschaftlicher Erkenntnis nachvollziehbar vermittelt werden. Die Wissenschaft muss sich kritischen Nachfragen stellen, aber auch mit unsachlichen Beiträgen bis hin zu bewussten Falschmeldungen auseinandersetzen. Einige führende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gehen in vorbildlicher Weise in einen permanenten Dialog mit der Öffentlichkeit, die Kommunikationsverantwortlichen von Hochschulen und außerhochschulische Wissenschaftseinrichtungen unternehmen größte Anstrengungen, Medien, Politik und breite Bevölkerungskreise zu informieren und sich ihren Fragen zu stellen.

In dieser Extremsituation zeigt sich sehr deutlich die Bedeutung einer kommunikativen Ertüchtigung der Forschenden, technisch und personell gut aufgestellter Kommunikationsabteilungen und einer großen Bandbreite von Kommunikationskanälen.

In den letzten Jahren haben die Hochschulen in großer Breite ihre Wissenschaftskommunikation ausgebaut und professionalisiert. Die Relevanz, die die Kommunikationsaufgaben heute für die Hochschulleitungen haben, zeigt sich darin, dass die entsprechenden zentralen Abteilungen ganz überwiegend der jeweiligen Leitung direkt unterstellt sind. (s. Leßmöllmann et.al.: „Hochschulkommunikation erforschen“ (Ergebnisse einer Online-Umfrage 2016-2027), Karlsruhe 2017)

Die HRK hat die Entwicklung der Hochschulkommunikation in vielfältiger Weise unterstützt. Seit 2005 hat sie gemeinsam mit ZEIT Verlag und Robert Bosch Stiftung den Preis für Hochschulkommunikation zu unterschiedlichen Themen vergeben, um insbesondere auf den Leitungsebenen das Bewusstsein für Bedeutung und innovative Möglichkeiten von Hochschulkommunikation zu stärken.

Sie hat den Aufbau des Informationsdiensts Wissenschaft, der aus einer Initiative mehrerer Hochschulen hervorging, in der Konzeptions- und Anlaufphase unterstützt. Sie war an der Gründung von „Wissenschaft im Dialog“ als eine der wesentlichen

Konsequenzen aus dem PUSH-Papier beteiligt und ist seitdem als Gesellschafterin engagiert.

Aktuell ist sie Partnerin des Hochschulwettbewerbs in den Wissenschaftsjahren des Bundes, der Kommunikationsprojekte von Studierenden und Promovierenden fördert, also bewusst in Frühphasen akademischer Karrieren zielt, und von „Wissenschaft im Dialog“ im Auftrag des BMBF organisiert wird.

Als Mitglied der Allianz der Wissenschaftsorganisationen hat sie die Initiative „Tierversuche verstehen“ mit ins Leben gerufen.

Die HRK steht in regelmäßigem Austausch mit dem Bundesverband Hochschulkommunikation, der ebenfalls aus den Hochschulen heraus zunächst als lose Austauschplattform entstand und sich inzwischen zu einem eingetragenen Verein mit über 1.000 Mitgliedern entwickelt hat.

Wiederholt hat sie zu Aufgaben der Öffentlichkeitsarbeit und des Wissenstransfers Stellung genommen.

Wenn sie sich darüber hinaus öffentlich mit Fragen der Qualitätssicherung in Forschung, Lehre und Qualifizierung auseinandersetzt und kritisch auch zu Fehlentwicklungen im Hochschulsystem Stellung nimmt, so tut sie dies auch im Sinne der Transparenz und der Glaubwürdigkeit der Wissenschaft.

Im Rahmen der Federführung 2020 in der Allianz der Wissenschaftsorganisationen strebt die HRK eine Stärkung des Themas an, um den erheblich gewachsenen Kommunikationsaufgaben auch im Verbund stärker gerecht zu werden.

Die HRK nimmt zum Antrag der Fraktionen der CDU/CSU und SPD „Wissenschaftskommunikation stärken – Strukturen sichern, neue Möglichkeiten schaffen“ sowie zum Antrag der Fraktion der FDP „Echte Wissenschaftskommunikation – Glaubwürdig und beteiligungsstark“ wie folgt Stellung.

Sie teilt die Auffassungen, dass

- Kommunikationskompetenzen im Rahmen wissenschaftlicher Qualifizierungen gefördert werden sollen und insbesondere der wissenschaftliche Nachwuchs durch entsprechende Anreiz- und Belohnungssysteme ermutigt werden soll, sich in der Wissenschaftskommunikation zu engagieren;

- der Wissenschaftsrat mit der Erstellung einer Ist-Analyse sowie darauf aufbauenden Empfehlungen schnellstmöglich beauftragt und von Wissenschaft und Politik unterstützt werden sollte;

HRK

Hochschulrektorenkonferenz

- Forschungsvorhaben zur Wissenschaftskommunikation verstärkt gefördert werden sollten. Dabei sollte u.a. die Wirksamkeit nach Maßnahmen und Zielgruppen analysiert werden. Auch die besonders komplexen Herausforderungen für die Hochschulen müssen bei entsprechenden Forschungsvorhaben gezielt in den Fokus genommen werden;
- die Förderung eines hochwertigen Wissenschaftsjournalismus im verfassungsrechtlichen Rahmen angesichts der geschwächten Medienlandschaft hilfreich ist;
- Die Grundlagen einer glaubwürdigen Wissenschaftskommunikation auch durch kritische Auseinandersetzung mit Fehlentwicklungen wie wissenschaftliches Fehlverhalten oder Machtmissbrauch gelegt werden.

Die HRK bittet zu berücksichtigen, dass

- die Förderung der Wissenschaftskommunikation nicht zulasten wissenschaftlicher Kriterien und Mittel für die Forschungsförderung gehen darf;
- die Forschenden zuallererst für ihre wissenschaftlichen Leistungen zu fördern und zu würdigen sind; weniger kommunikationsaffine Forschende dürfen nicht sanktioniert werden;
- gesellschaftliche Prozesse, die mit einer wachsenden Skepsis bestimmter Bevölkerungsgruppen gegenüber wissenschaftlichen Erkenntnissen und einer Ignoranz wissenschaftlicher Denkweise und Methodik einhergehen, nur zu einem begrenzten Teil durch Wissenschaftskommunikation eingedämmt werden können, denn diese Prozesse haben komplexe Ursachen und richten sich sehr weitgehend gegen etablierte Strukturen und demokratische Werte;
- früh Verständnis für wissenschaftliche Arbeitsweisen gefördert werden muss, indem etwa in den Schulen thematisiert wird, wie das vermittelte Wissen generiert wurde, wie dabei verschiedene Wissenschaftsdisziplinen Beiträge geleistet haben und durchaus auch, welche Wissenschaftlerpersönlichkeiten dahinter stehen;
- Wissenschaftskommunikation nur erfolgreich sein kann, wenn sie auf den entsprechenden Erkenntnissen der Forschung zur Wissenschaftskommunikation aufbaut. Dazu gehört vor allem auch, dass sie strikt auf unzulässige Vereinfachung und sachfremde Verkürzung komplexer Sachverhalte verzichten muss;
- die zentralen und dezentralen Kommunikationsbereiche der Hochschulen personell

und technisch weiter erheblich ausgebaut werden müssen, wenn sie eine Vielzahl der stark diversifizierten und rasch sich verändernden Kommunikationskanäle wirkungsvoll bespielen sollen;

- nicht immer neue programmatische Erklärungen die Wissenschaftskommunikation voranbringen, sondern eher Handreichungen zur operativen Abstimmung und Umsetzung von Prozessen der Wissenschaftskommunikation, insbesondere in Druck- und Krisensituationen, sowie konkrete Empfehlungen an die einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, um Problem- und Wirkungsbewusstsein zu stärken;

- ein unabhängiger, leistungsstarker Wissenschaftsjournalismus unabdingbarer Teil einer demokratisch verfassten Gesellschaft ist, der kritische Begleitung sowie Berichte und Kommentare aus übergeordneter Warte garantiert und insofern nicht durch noch so gute Kommunikation der wissenschaftlichen Einrichtungen ersetzbar ist;

- dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk angesichts der tiefgreifenden Umbrüche in der Medienlandschaft eine wachsende Bedeutung zukommt; er muss daher in seiner Autonomie gestärkt, finanziell ausreichend ausgestattet und in hinreichender thematischer und regionaler Vielfalt gesichert werden.

Öffentliches Fachgespräch zum Thema „Wissenschaftskommunikation“**Stellungnahme**

Beatrice Lugger

Nationales Institut für Wissenschaftskommunikation

Deutscher Bundestag
Ausschuss f. Bildung, Forschung
u. TechnikfolgenabschätzungAusschussdrucksache
19(18)192c_neu

25.05.2020

Die Wissenschaftskommunikation ist zentral in den Fokus der Forschenden und ihrer Organisationen wie auch der Politik in Deutschland gerückt. Der Antrag der Fraktionen CDU/CSU und SPD sowie der Antrag der FDP-Fraktion sind begrüßenswert, da sie konkrete Vorschläge zur Ausgestaltung einer Förderung der Wissenschaftskommunikation in Deutschland enthalten.

Aktuell sind Virologen und Epidemiologen die gefragtesten Berater von Politik und Öffentlichkeit. Neun von zehn Bürger*innen sprechen sich laut einer Umfrage der Deutschen Bundestiftung Umwelt¹ vom Mai 2020 dafür aus, dass in politische Entscheidungsprozesse – wie in der gegenwärtigen Corona-Krise – verstärkt Meinungen und Analysen der Wissenschaft einbezogen werden sollten. Es ist großartig, wie einzelne Wissenschaftler*innen in sehr klarer, verständlicher Weise laufend über den neuesten Stand der Forschung berichten. Sie erklären, wie sich nach gegenwärtigem Erkenntnisstand das Coronavirus SARS-CoV-2 ausbreitet und welche Maßnahmen bei welchen tagesaktuellen Fallzahlen notwendig sind, um die Epidemie weiter einzudämmen. Die Corona-Krise zeigt damit in besonderer Weise, wie wichtig gute Wissenschaftskommunikation ist.

Unsere Gesellschaft erlebt dabei mit, wie Wissenschaft funktioniert und dass es durchaus eine Meinungsvielfalt auch innerhalb der Wissenschaften gibt. Dass wir so gut kommunizierende Forschende haben, war in Deutschland nicht vorherzusehen, sondern ist ein großes Glück. Wissenschaftskommunikation mit Öffentlichkeit und Medien ist bislang als eigenständiges Thema nicht in der wissenschaftlichen Ausbildung in Deutschland vorgesehen.

Dabei hat sich seit der Publikation des PUSH-Memorandums der großen deutschen Forschungsorganisationen (Public Understanding of Science and Humanities) im Jahr 1999 zwar die Kommunikation der Forschungseinrichtungen und Hochschulen professionalisiert. Kommunikationsabteilungen wurden aufgebaut und das Volumen an öffentlichen Kommunikationsaktivitäten hat stark zugenommen. Für die Forschenden aber ist die im Memorandum geforderte Kommunikationskultur mit einem Anreiz- und Reputationsystem für mehr Engagement in der Wissenschaftskommunikation immer noch kaum bis gar nicht realisiert.

¹ Deutsche Bundesstiftung Umwelt: Umweltmonitor „Corona-Folgen“ (2020) <https://www.dbu.de/coronafolgen>

Wenn umgekehrt politische Entscheidungen Forschungsergebnisse nicht berücksichtigen, wünschen sich drei von vier Deutschen, dass Wissenschaftler*innen sich öffentlich äußern – wie das Wissenschaftsbarometer 2019 zeigt. <https://www.wissenschaft-im-dialog.de/projekte/wissenschaftsbarometer/wissenschaftsbarometer-2019/>

Die Förderung und Anerkennung der Forschenden als Akteure der Wissenschaftskommunikation fehlt immer noch an zu vielen Stellen – trotz zahlreicher weiterer Aufrufe in diese Richtung (siehe Wissenschaftsrat 2016² oder G7 Akademien 2019³).

Ein Engagement von Forschenden in Dialogen mit Nicht-Expert*innen und Medien könnte nun, angestoßen von Seiten der Bundespolitik, tatsächlich eine neue Währung im Wissenschaftssystem werden. Dies muss aber einhergehen mit strukturellen Veränderungen, Angeboten zum Kompetenzerwerb in Wissenschaftskommunikation, Evaluationen von Kommunikationsformaten und -strategien, dem weiteren Ausbau der Erforschung der Wissenschaftskommunikation und mehr. Zugleich gilt es Bewährtes zu bewahren – prioritär den Wissenschaftsjournalismus in seiner noch vorhandenen Vielfalt in Deutschland, aber auch interaktive Formate wie Citizen Sciences.

Wissenschaftler*innen als Wissenschaftskommunikator*innen

Wissenschaftler*innen sind Teil der Gesellschaft und Wissenschaft ist eine tragende Säule und Motor derselben. Sie genießt nicht zuletzt einen besonderen Schutz in unserem Grundgesetz im Sinne der Freiheit der Forschung. Die Kommunikation über Forschungsthemen ist in diesem Sinne von sehr hoher Bedeutung.

Gerade in einer uns immer komplexer erscheinenden Welt, ist es wichtig, ein Grundverständnis von Wissenschaft zu vermitteln und somit das Vertrauen in dieselbe zu erhalten. Hier haben wiederum die Forschenden als authentische Personen, die ihre Themen vermitteln können eine besondere Rolle inne. Und dies nicht erst heute, sondern traditionell. Auch im Wissenschaftsjournalismus sind beispielsweise die Stimmen der Forschenden gefragt. Nur bekommen die Forschenden für ein solches Engagement bislang innerhalb des Systems Wissenschaft keine Anerkennung.

Dabei tragen Forschende für ein besseres Verständnis der Öffentlichkeit über Wissenschaft bei, wenn sie authentisch davon berichten, was sie tun und wie Prozesse der Wissenschaft ablaufen. Sie können damit die informierte Demokratie sowie eine wissenschaftsbasierte Politik stärken; sie können Transparenz herstellen und Vertrauen in Wissenschaft und Technik fördern. Und sie können in den Dialogen mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen neue Perspektiven bei der Suche nach Lösungen für gesellschaftliche Probleme generieren, die wiederum in die Forschung einfließen.

Wissenschaftskommunikation sollte also perspektivisch ebenso natürlich zum Berufsbild „Wissenschaftler*in“ gehören wie Forschung und Lehre, denn die Gesellschaft bedarf der Teilhabe an Expertenwissen – und dies auch bei unsicherem Wissen, wie es die Wissenschaft naturgemäß kennt. In der multimedialen Welt erscheint es zudem umso wichtiger, dass

² Wissenschaftsrat (2016). Wissens- und Technologietransfer als Gegenstand institutioneller Strategien. Positionspapier. <https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/5665-16.pdf>

³ Summit of the G7 science academies: Science and trust. 25-26 March 2019
https://www.academie-sciences.fr/pdf/rapport/Science_and_trust_G7_2019_EN.pdf

Forschende ihre Stimmen erheben, auch als notwendige und beständige Gegenstimmen zu falschen Behauptungen.

Wichtig für die Förderung der Kommunikation von Forschenden mit Öffentlichkeit und Medien ist dabei nicht primär die Quantität an Kommunikation, sondern unbedingt deren Qualität. Es kann nicht Ziel sein, dass alle mitmischen und massenhaft die Medien bespielen.

Selbstverständlich sollten Forschende darüber hinaus die Freiheit haben, entscheiden zu können, wie sie ihre Schwerpunkte legen und wie sehr sie sich aktiv an öffentlichen Dialogen und Auftritten beteiligen wollen oder nicht. Eine Zwangsverpflichtung fördert sicher nicht deren Qualität. Im Gegenteil: Fehlanreize könnten „zu Fehlentwicklungen, zu inhaltleeren, wirkungslosen oder schlimmstenfalls interessengeleiteten Eigendarstellungen [...] führen“, wie es der Siggener Kreis, ein Arbeitskreis zur Wissenschaftskommunikation, in den Siggener Impulsen 2018⁴ formuliert hat.

Aber alle Forschenden sollten wissen, wie Kommunikation funktioniert und wie sie beispielsweise in ihrem Forschungsprojekt aktiv kommunizierende Kolleginnen und Kollegen sowie ihre Kommunikationsabteilungen entsprechend unterstützen können. Und sie sollten wissen, wie sie sich in wissenschaftskritische Dialoge einschalten können – und sei es im Familienkreis. Auch die direkte Wissenschaftskommunikation in kleiner Runde – ohne große Bühne, Weblog oder organisiertem Bürgerdialog – will gelernt und geübt sein.

Zudem sollten Forschende wissen, wie sie im Wechselspiel mit den weiteren zentralen Akteuren, den Wissenschaftsjournalisten und -kommunikatoren am besten agieren und welche Rolle sie in diesem Umfeld haben. Auch ist eine Bewusstseinschärfung darüber, dass in der Kommunikation auch Fehler gemacht werden können, wichtig.

Angebote zum Kompetenzerwerb

Über wissenschaftliche und komplexe Themen zu kommunizieren ist nur sinnvoll, wenn auch die Kompetenzen dafür vorhanden sind. Das Vermitteln von Forschungsthemen an Nicht-Experten, das Formulieren von verständlichen Kernbotschaften und das Aufbereiten von Fachinhalten für unterschiedliche Medien erfordert kommunikative Fähigkeiten, die bisher nicht Teil der wissenschaftlichen Ausbildung sind.

Deshalb sind Ausbildungen für Forschende in Wissenschaftskommunikation notwendig – idealerweise in der Kombination mit der Vermittlung der Regeln guter wissenschaftlicher Praxis, Wissenschaftsethik und Wissenschaftstheorie, wie es beispielsweise im „Code of Ethics“ des World Economic Forum Young Scientists (2018)⁵ beschrieben ist.

Davon sind wir in Deutschland derzeit weit entfernt. In einer nicht-repräsentativen Fragebogenstudie beurteilten vier von fünf Nachwuchsforscher*innen in Deutschland retrospektiv die Möglichkeiten als schlecht, sich schon während des Studiums Fähigkeiten in

⁴ Siggenger Impulse 2018: Walk the Talk – Chefsache Wissenschaftskommunikation. S. 5 (PDF unter: <https://www.wissenschaft-im-dialog.de/projekte/siggenger-kreis/>, unter der Rubrik „Downloads“)

⁵ World Economic Forum Young Scientists (2018). Code of Ethics. http://www3.weforum.org/docs/WEF_Code_of_Ethics.pdf

externer Wissenschaftskommunikation anzueignen. Forschende aus den USA beurteilten dies nur zur Hälfte als schlecht (Könneker⁶).

Die Vermittlung von Kommunikationskompetenzen sollte aber Bestandteil der wissenschaftlichen Ausbildung sein – zum einen bereits in den Curricula verankert und zum zweiten in Form von Weiterbildungspaketen ab der Promotionsphase etwa als fester Bestandteil der weiterführenden Schlüsselqualifikationen. Ersteres lässt sich auf Bundesebene bei den gegebenen föderalen Strukturen nur fordern, aber der zweite Ansatz könnte und sollte sehr konkret und flächendeckend als Standard in der Promotions- und Postdoc-Phase ausgestaltet werden.

Einige zentrale Dinge, die vermittelt werden müssen:

- Grundregeln für verständliche Kommunikation
- Kompetenzen im Umgang mit den anderen zentralen Akteuren (Journalisten, Kommunikatoren)
- Bewusstseinschärfung für zentrale Aspekte guter Wissenschaftskommunikation – Kommunikationsziele, Zielgruppen, Medien, Kommunikationsstil und Themenauswahl
- Zielgruppengerechte Kommunikation
- Dialogorientierte Kommunikation
- Medienspezifische Kommunikation
- Risikokommunikation
- Authentische, vertrauenswürdige Kommunikation

Auch die Rolle von Fakten und Zahlen in der Kommunikation muss thematisiert werden. So zeigen wissenschaftliche Untersuchungen, dass alleine sachliche Informationen nicht zu faktentreueren Entscheidungen führen. Denn neben wissenschaftlichen Argumenten beeinflussen auch moralische, religiöse oder kulturelle Vorstellungen Haltungen und Entscheidungen. Das bedeutet, dass das Defizitmodell, das lange das Leitprinzip der Wissenschaftskommunikation war, nicht der kommunikative Hebel ist, um Wissenschaft in der Gesellschaft zu verankern. Es genügt also nicht, Forschungserkenntnisse einfach nur besser zu erläutern.

Kommunikation ist auch so zu gestalten, dass sie das Vertrauen in die Forschenden stärkt und nicht untergräbt. Einem gut untersuchten psychologischen Modell zufolge entsteht Vertrauen in Wissenschaftler*innen,

- a) wenn diese als Expert*innen auf dem Gebiet, über das sie kommunizieren, wahrgenommen werden,
- b) wenn sie sich integer verhalten und dies zum Beispiel durch Kommunikation von Regeln und Standards (und nicht nur von Ergebnissen) darstellen, und

⁶ Könneker, Carsten; Niemann, Philipp; Böhmert, Christoph: Weniger Wertschätzung, weniger Engagement. Forschung & Lehre 10/18: 132-134

c) wenn sie gesellschaftsrelevante wie auch persönliche Motive für ihre Forschungsarbeit darlegen (Mayer⁷, Hendriks⁸).

Bislang betonte die Wissenschaftskommunikation eher einseitig die Expertise. In der heute möglichen, direkten (digitalen) Wissenschaftskommunikation durch die Forschenden selbst müssen aber eben die Vertrauensfaktoren Integrität und Benevolenz aktiv mitkommuniziert werden. Dabei zählt neben dem Vertrauen in Personen mindestens auch eine Kommunikation, die das Vertrauen in das System Wissenschaft mit seinen Regularien, Normen und Prüfsystemen fördern.

Darüberhinaus müssen aktuelle Forschungsergebnisse aus der Science of Science Communication in die Ausbildungsangebote einfließen. Wichtige Punkte sind derzeit beispielsweise Framing-Effekte, der sogenannte Confirmation Bias oder wie sich Fake News in sozialen Netzwerken verteilen (Vosoughi⁹) und wie sie mit gezielten Kommentaren entlarvt werden können (Schmid¹⁰).

Positive Effekte für Forschende

Forschende, die Wissenschaftskommunikation für Nicht-Expert*innen betreiben, berichten auch von etlichen positiven Effekten für sich und ihre Forschung. Laut einer Online-Umfrage unter Geisteswissenschaftler*innen, die auf der Plattform de.hypotheses zu ihrer Forschung bloggen, sind jeweils rund die Hälfte von ihnen der Ansicht, dass Bloggen dabei hilft 1) ein Thema zu besetzen, 2) Gedanken zu ordnen und auszuprobieren sowie 3) die eigene Forschungstätigkeit zu dokumentieren (König¹¹).

Eine Steigerung der Reputation haben dabei nur zwölf Prozent der Geisteswissenschaftler*innen als ihr Ziel beim Bloggen genannt. Aber 30 Prozent geben an, dass Bloggen zur Steigerung der Reputation beiträgt. Ähnlich verhält es sich mit dem Thema „Schreiben üben“, das nur 16 Prozent als Ziel angeben, aber 51 Prozent als Erfolg verbuchen.

Eine andere Interview-Studie unter Forschenden von zwei interdisziplinären Forschungsverbänden, die sich an kommunikativen Formaten mit Nicht-Experten beteiligt haben zeigte: Wer sich beteiligt, erlebt dies mehrheitlich als persönliche Bereicherung (81 Prozent) und denkt über gesellschaftliche Implikationen der eigenen Forschung nach (33

⁷ Mayer, R. C., Davis J. H., Schoorman, & F. D. (1995). An integrative model of organizational trust. *The Academy of Management Review*, 20 (3), 709–734

⁸ Hendriks, F., Kienhues, D., & Bromme, R. (2016). Trust in science and the science of trust. In B. Blöbaum (Hrsg.) *Trust and communication in a digitized world* (S. 143–160). Cham: Springer.

⁹ Vosoughi, Soroush; Roy, Deb; Aral, Sinan: The spread of true and false news online. *Science* 359, 1145-1151 (2018)

¹⁰ Schmid, Philipp; Betsch, Cornelia: Effective strategies for rebutting science denialism in public discussion. *at Hum Behav* 3, 931–939 (2019)

¹¹ König, Mareike: Geisteswissenschaftliches Bloggen bei de.hypotheses. Erste Ergebnisse der Umfrage zu Motivationen, Praktiken und Routinen. Datenreport, Paris, 6.6.2019

Prozent). Darüber hinaus hilft die externe Kommunikation auch intern besser zu verstehen, woran Kolleg*innen anderer Disziplinen des Verbundes forschen (63 Prozent) (Hendriks¹²).

Kulturwandel

Um Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in die Kommunikation stärker einzubinden, gilt es, politisch notwendige Systemveränderungen zu initiieren und durchzusetzen. Denn es mangelt an Ausbildungs-, Anreiz-, und Anerkennungssystemen für ein Engagement von Forschenden in der Wissenschaftskommunikation. Befragungsstudien geben klare Indikatoren dafür, dass Deutschland diesbezüglich im internationalen Vergleich eine negative Sonderrolle einnimmt. Während Forschende hierzulande nur zu 51,3 Prozent glauben, dass externe Wissenschaftskommunikation ihnen im Hinblick auf die wissenschaftliche Karriere nützt, tun dies Nachwuchsforschende anderer Länder zu 74,2 Prozent (Könneker⁶).

Im Gegenteil zeigt sich im stark hierarchisch geprägten Wissenschaftssystem hierzulande eine häufig manifeste Kultur der Verweigerung diesem Thema gegenüber. Noch heute werden Forschende, die sich die Zeit nehmen und in Dialoge mit Medien sowie der Öffentlichkeit eintreten, von Fachkollegen belächelt oder in ihren Aussagen als „unwissenschaftlich“ degradiert.

Zudem erschweren Zielkonflikte ein verstärktes Engagement in der Kommunikation. Denn die harten Währungen der Wissenschaft sind Fachpublikationen, der Impact-Faktor, Patente oder das Einwerben von Drittmitteln. Wissenschaftler*innen sind neben ihrer Forschungstätigkeit eingebunden in Administration, Ausbildung, Begutachtungen in Peer-Review-Prozessen u.v.m. Was in dieser Liste fehlt, sind Zeit und Geld für die externe Kommunikation.

Wir brauchen also einen wirklichen Umbruch, damit Kommunikation auf das wissenschaftliche Konto einzahlt und dem wissenschaftlichen Ruf nicht abträglich ist, sondern im Gegenteil zu einem zusätzlichen Merkmal wissenschaftlicher Reputation wird. Forschende, die Teile ihrer begrenzten Zeit für Wissenschaftskommunikation aufbringen, haben Anerkennung von Kolleg*innen, Vorgesetzten und der Gesellschaft verdient. Sie benötigen für dieses Engagement Unterstützung und nicht zuletzt Ressourcen.

Eine tragfähige Anerkennungskultur sollte Wissenschaftskommunikations-Kompetenz als eines der Kriterien für Mittel- und Stellenvergaben aufnehmen. Neben ausgewiesenen Fachpublikationen wären dies auch Aktivitäten in der öffentlichen Wissenschaftskommunikation. Damit diese Aktivitäten objektiv bewertet werden können, müssen Kriterien und Leitlinien erstellt und neue administrative Prozesse etabliert werden. Die Richtlinien für die Vergabe von Mitteln und die Evaluation der Kommunikation müssen sich sowohl von Best-Practice Beispielen als auch aus der laufenden Forschung zur Wissenschaftskommunikation speisen, um diese so evidenzbasiert wie möglich zu gestalten.

¹² Hendriks, F., & Niederhoff, D. (2017): Was haben Wissenschaftler von Wissenschaftskommunikation? – Eine Interviewstudie. Beitrag präsentiert auf dem 10. Forum Wissenschaftskommunikation, Braunschweig, Deutschland.

Wissenschaftskommunikation als geförderter Bestandteil von Forschungsprojekten

Bei der angedachten Kopplung von Forschungsförderungen und damit verbundener externer Kommunikation gilt es einige Fallstricke zu beachten. Die Antragsteller*innen von Forschungsprojekten sollten laut den vorliegenden Anträgen der Bundestagsfraktionen (teilweise) verpflichtet werden, eine dem eigenen Thema passende Wissenschaftskommunikation zu entwickeln.

Da die Kompetenz für Wissenschaftskommunikation in den meisten Forschungsgruppen nicht im Team vorhanden sein dürfte (s.o.), erscheint es derzeit nicht zielführend, wenn diese schon im Antrag eine Kommunikationsstrategie festlegen. Hier könnten aber erste Ideenskizzen etwa nach den oben genannten Dimensionen der Wissenschaftskommunikation (Ziel, Zielgruppe, Thema, Stil, Medien) eingereicht werden.

Wichtig ist bei einer solchen Förderung, dass es ermöglicht wird, zuerst Hilfe zur Selbsthilfe zu nutzen. So sollten für die Entwicklung einer Kommunikationsstrategie interne oder externe Kompetenzen herangezogen werden können – etwa die hauseigene Kommunikationsabteilung. Die Fördermittelgeber sollten zudem innerhalb der Projektlaufzeit einen Zeitpunkt vorgeben, ab dem von der Forschergruppe ein umfassender Kommunikationsplan mit klaren Zielen und definierten Zielgruppen vorgelegt werden muss – mitsamt einem Zeitplan für die Aktivitäten.

Bevor Kommunikationsmaßnahmen ergriffen werden, muss zudem gesichert sein, dass in der Projektgruppe die notwendigen Kommunikationskompetenzen bei einzelnen Wissenschaftler*innen vorhanden sind – oder sie müssten vermittelt werden. Dies ist nicht zuletzt zentral, um zu verhindern, dass die Kommunikation fehlgeleitet in Richtung Eigen-PR geht, oder einzelne Forschungsergebnisse überhöht dargestellt werden (siehe Siggener Kreis oben).

Sprich, ein Teil der Mittel für Kommunikationsförderung müsste potenziell zuerst in Kommunikationsschulungen investiert werden können, um die Regeln guter Wissenschaftskommunikation zu vermitteln. Nur so kann außerdem gewährleistet werden, dass das verfolgte Ziel „mehr Engagement von Forschenden in der Kommunikation mit Nicht-Experten“ auch erreicht wird und nicht wie häufig üblich die Kommunikation am Ende in die bewährten Hände der hauseigenen Kommunikationsabteilungen verlagert wird (was zusätzlich grundsätzlich richtig ist – etwa für Pressemitteilungen oder Tage der offenen Tür etc.).

Damit gesichert bleibt, dass die Kommunikation von Forschenden aus der jeweiligen Projektgruppe betrieben wird, müssten prozentuale Anteile der Personalmittel dafür im Antrag klar definiert sein. So bekommen diejenigen Personen, die die Kommunikation der Gruppe mit übernehmen, auch die nötige Zeit und das Geld dafür und sie können innerhalb der Gruppe von Anteilen der Forschungstätigkeiten freigestellt werden.

Zentral für eine solche Mittelvergabe ist sicher, wie die Kommunikationsaktivitäten evaluiert werden. Um am Ende bei Kommunikationsaktivitäten nicht Äpfel mit Birnen zu vergleichen, brauchen wir Bewertungssysteme.

Evaluation

Evaluationen sind unabdingbar sowohl zur Qualitätssicherung als auch zur Legitimation geförderter Maßnahmen. Der quantitativen und vor allem qualitativen Evaluation geförderter

Kommunikationsprojekte – auch der BMBF-eigenen Maßnahmen – kommt eine zentrale Rolle bei der Rechtfertigung der Mittelverwendung zu.

Wie aus einer internationalen Umfrage an 315 Forschungseinrichtungen aus 55 Ländern hervorgeht, erheben die meisten Forschungseinrichtungen die Aktivitäten im Bereich Public Engagement nur unzureichend, wenn überhaupt. Von denjenigen Einrichtungen, die überhaupt Aktivitäten erfassen, tun dies 56 Prozent rein beschreibend (Singh¹³). Daraus kann also nicht abgeleitet werden, ob oder was die Kommunikationsaktivitäten bewirken.

Dabei ist gerade die Qualität der Wissenschaftskommunikation wichtig. Mehr Begleitforschung zur angewandten Wissenschaftskommunikation ist dringend notwendig und dezidierte Förderprogramme sind wünschenswert.

Wissenschaftskommunikationsforschung

Viele Wirkmechanismen der Wissenschaftskommunikation sind ungenügend erforscht. Deshalb ist die Förderung der Science of Science Communication in Deutschland sehr wichtig. Insbesondere im gegenwärtigen Medien- und Gesellschaftswandel ist die Erforschung der Wissenschaftskommunikation, ihrer Akteure, der Medien, der Interaktionen der Akteure und der Rezeption die Basis für profunde Weiterentwicklungen und Handlungsempfehlungen. Dazu benötigen wir zugleich quantitative und qualitative Forschungsansätze und eine empirische Forschung deren Ergebnisse in die Praxis zurückfließen.

Konkret gilt es viele Fragen zu beantworten: Wie können verschiedene Formate evaluiert werden? Anhand welcher Qualitätskriterien kann Wissenschaftskommunikation bewertet werden? Welche Wissenschaftsthemen erzielen welche mediale Aufmerksamkeit – nach welchen Mechanismen? Welche Art der Kommunikation nützt, welche schadet vielleicht sogar? Welche Mechanismen greifen bei Interaktionen und Diskursen zu Wissenschaftsthemen in Sozialen Medien? Wie kann Wissenschaftskommunikation dazu beitragen, dass Wissenschaft als Teil der Gesellschaft wahrgenommen wird? Wie wird Wissenschaft im internationalen Vergleich kommuniziert? U.v.m.

Die Erforschung auch einzelner konkreter Kommunikationsprojekte ist sehr wichtig für eine weitere Professionalisierung sowie für die Legitimation von Aktivitäten. Was, warum und wie funktioniert, soll bekannt werden; was nicht funktioniert, muss eben aufgegeben werden.

Neben diesem konkreten Praxisbezug, muss auch Grundlagenforschung in der Wissenschaftskommunikation angestoßen werden. Insgesamt muss die Science of Science Communication als transdisziplinäres Forschungsfeld von Kommunikations- und Medienwissenschaft, Linguistik, Psychologie, Informatik, Soziologie, fachwissenschaftlicher Didaktik, Philosophie und mehr gestärkt – ja überhaupt systematisch aufgebaut werden.

Wissenschaftskommunikationsforschung sollte wissenschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen kontextualisieren – insbesondere im Hinblick darauf, wie Menschen und Institutionen über Wissenschaft kommunizieren und diese in ihrer gesellschaftlichen Relevanz

¹³ Singh, Gerald G. et al: Researcher engagement in policy deemed societally beneficial yet unrewarded. Research Communications. Frontiers in Ecology and the Environment (2019) 17(7): 375–382.

einordnen. Dazu zählt auch mehr Forschung zur Kommunikation für und mit bislang schwer erreichbaren Zielgruppen¹⁴.

Ebenso wichtig sind Forschungen zur Rolle und dem Wandel des Wissenschaftsjournalismus, der in Deutschland eine wichtige Säule der Wissenschaftskommunikation darstellt. Aktuell bei der Berichterstattung und medialen Aufarbeitung der SARS-CoV-2-Epidemie erleben wir in besonderem Maße, wie wichtig sowohl kommunizierende Forschende als auch guter Wissenschaftsjournalismus ist.

Förderung weiterer Aktivitäten in der Wissenschaftskommunikation

Das aktive Engagement des BMBF mit Wissenschaftsjahren, Angeboten für Kinder und Jugendliche, Beiträgen zur Erwachsenenbildung sowie Beteiligungsmöglichkeiten im Sinne von Citizen Sciences setzt wichtige Kommunikationsimpulse und trägt zur Stärkung der Wissenschaftskommunikation in Deutschland bei. Als Akteur sollte das BMBF weiterhin Kommunikationsprojekte vorantreiben. Neben neuen und innovativen Formaten sollten insbesondere bewährte, evaluierte und wirksame Formate gefördert werden. Speziell Dialogformate, die eine Rückkopplung zwischen gesellschaftsrelevanten Gruppen und Wissenschaft vorantreiben, sind künftig zentral.

Die Idee über die weitere Ausgestaltung der Wissenschaftskommunikation in Deutschland in einer sogenannten Factory Wisskomm zu diskutieren und dabei insbesondere die Leitungsebenen der Forschungseinrichtungen einzubeziehen, ist wichtig. Denn der Kulturwandel muss von allen getragen und gelebt werden.

Anmerkungen

Teile dieser Stellungnahme sind auch in einem Buchbeitrag enthalten: Lugger, Beatrice. (2020) Verständlichkeit ist nur der Anfang. In: Schnurr J., Mäder A. (eds) Wissenschaft und Gesellschaft: Ein vertrauensvoller Dialog. Springer, Berlin, Heidelberg (im Anhang).

Alle Links in den Fußnoten in diesem Dokument wurden zuletzt geprüft am 25. Mai 2020

Einreichungsdatum 25. Mai 2020

¹⁴ Humm, Christian et al: Feeling left out: Undeserved Audiences in Science Communication. Media and Communication. Vol 8, No 1 (2020) <https://www.cogitatiopress.com/mediaandcommunication/article/view/2480>



Verständlichkeit ist nur der Anfang

Beatrice Lugger

Der Ruf nach mehr Engagement von Forschenden in der Wissenschaftskommunikation ist in Deutschland nicht neu, sondern währt Jahrzehnte. Spätestens mit dem sogenannten *PUSH-Memorandum* (1999; PUSH: Public Understanding of Science and Humanities), das namhafte Präsidenten führender deutscher Forschungseinrichtungen im Jahr 1999 unterzeichneten, waren entsprechende Forderungen und politische Willensbekundungen für mehr Wissenschaftskommunikation aus erster Hand schriftlich festgehalten. Darin finden sich unter anderem folgende Passagen:

- „Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler werden aufgefordert, ihre Arbeit öffentlich auch in einer für den Nicht-Spezialisten verständlichen Form darzustellen.“
- „Das Engagement für diesen Dialog darf dem wissenschaftlichen Ruf nicht abträglich sein, es sollte zu einem zusätzlichen Merkmal wissenschaftlicher Reputation werden.“
- „Die Würdigung von Leistungen im Dialog mit der Öffentlichkeit soll im Rahmen der internen und externen Begutachtung bzw. Evaluation zusätzlich zur Würdigung der wissenschaftlichen Leistung erfolgen. Geeignete Formen der Anerkennung sollen entwickelt werden.“

B. Lugger (✉)

Nationales Institut für Wissenschaftskommunikation (NaWik) gGmbH,

Karlsruhe, Deutschland

E-Mail: lugger@nawik.de

- „Hochschulen und Forschungseinrichtungen werden aufgefordert, die notwendige Infrastruktur bereitzustellen sowie Lehr- und Weiterbildungsangebote zu entwickeln, die die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in die Lage versetzen, ihre Arbeit öffentlich zu präsentieren.“ (PUSH-Memorandum 1999)

Seither ist vieles geschehen. Wir sind Zeugen eines massiven Medienwandels, wobei mit den sozialen Medien neue, interaktive Plattformen entstanden sind. Plattformen, mit denen Erscheinungen wie Fake News und Filterblasen einhergehen. Impfgegner, Klimaleugner und andere dubiose Interessenvertreter haben darin ihre Nischen zu globalen Netzwerken ausgebaut. Wir sehen einen Aufstieg der Populisten, die den Stellenwert wissenschaftlicher Erkenntnis nicht einmal mehr infrage stellen, sondern die wissenschaftlichen Erkenntnisse schlicht ignorieren. Eine beunruhigende Entwicklung.

Gleichzeitig ist aber die Beteiligung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in der Kommunikation nur unwesentlich gestiegen. Infolge von PUSH & Co. kam es zwar zu einer Professionalisierung der Kommunikation der Institutionen und Hochschulen und zum vielfältigen Aufbau von Kommunikationsabteilungen. Für die Forschenden ist die vor rund 20 Jahren angedachte Kommunikationskultur mit einem Anreiz- und Reputationssystem aber kaum bis gar nicht realisiert. Und so sind es nach wie vor Einzelne, Naturtalente, die sich in die Kommunikation einbringen. Sie beteiligen sich an Kinder-Unis, langen Nächten der Wissenschaft oder Bürgerdialogen. Eine systematische Förderung von Forschenden in Form von Zeit- und Finanzbudgets für Kommunikation ist in Deutschland immer noch weitgehend Fehlanzeige. Es mangelt selbst an Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten, die zumindest Handreichungen für mehr Verständlichkeit lehren. Dabei ist das nur ein Anfangspunkt. Verständlichkeit ist die Grundvoraussetzung. Damit Wissenschaftskommunikation auch vonseiten der Forschenden gelingt, müssen deutlich mehr Themen gelehrt und umgesetzt werden.

Authentische Stimmen der Wissenschaft

Dabei sind die Rufe nach mehr Informationen aus erster Hand, nach authentischen Stimmen der Wissenschaft, beständig geblieben – und im Zuge der Vertrauensdebatte der letzten Jahre sogar lauter geworden. Denn Forschende

sind nicht nur als Protagonisten journalistischer Beiträge und Pressemitteilungen oder Berichten in Hochglanzbroschüren von Forschungseinrichtungen wichtig. Als Menschen, die selbst davon berichten, was sie tun und warum sie sich für ihre Forschung begeistern, können sie Transparenz schaffen und Vertrauen erzeugen. Es erscheint heute umso wichtiger, dass Forschende ihre Stimme in dieser multimedialen Welt erheben – auch als notwendige und beständige Gegenstimme zu falschen Behauptungen. Und so kommen die alten Forderungen erneut auf den Tisch – wenngleich mit stärkerer Pointierung.

Der Wissenschaftsrat hat in seinem Positionspapier zum Wissens- und Technologietransfer des Jahres 2016 Forderungen nach mehr Beteiligung von Forschenden in der Kommunikation mit der Öffentlichkeit, verbunden mit einem entsprechenden Förderungssystem, erneut aufgegriffen. Er empfiehlt „Weiterbildungsveranstaltungen, an denen auch Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler möglichst früh ihrer Laufbahn teilnehmen sollten“ (Wissenschaftsrat 2016, S. 25).

Damit für Kommunikation das nötige Budget gesichert ist, fordert beispielsweise der Generaldirektor des Berliner Museums für Naturkunde, Johannes Vogel, rund zehn Prozent der Etats von Forschungsprojekten für Wissenschaftskommunikation auszugeben (Wiarda 2018a).

Andere sprechen nicht von Budgets, sondern per se von einer „wesentlichen Bringschuld“ der Wissenschaftler. Es reiche eben nicht, Erkenntnisse innerhalb der wissenschaftlichen Community zu teilen, schrieb beispielsweise Birgitt Riegraf, Präsidentin der Universität Paderborn, im Magazin *Forschung & Lehre* (Riegraf 2018).

Eine Realisierung der alten und neuen Forderungen könnte nun greifbarer und konkreter werden. Auch die Politik tritt gerade in jüngerer Zeit gehäuft für mehr verständliche Wissenschaftskommunikation ein. „Mein Ziel ist, dass Kommunikation des eigenen Forschungsthemas von Anfang an mitgedacht wird“, äußerte Ende des Jahres 2018 beispielsweise Bundesbildungsministerin Anja Karliczek in einem Gespräch mit Jan-Martin Wiarda (2018b).

Dringend notwendiger Kulturwandel

Dieser Ansatz ist sehr zu begrüßen. Um Forschende in die Kommunikation stärker einzubinden, gilt es, politisch notwendige Systemveränderungen voranzutreiben. Denn im stark hierarchisch geprägten Wissenschaftssystem

zeigt sich eine häufig manifeste Kultur der Verweigerung diesem Thema gegenüber. Noch heute werden Forschende, die sich die Zeit nehmen und in Dialoge mit Medien sowie der Öffentlichkeit eintreten, von anderen belächelt oder in ihren Aussagen als „unwissenschaftlich“ degradiert. Obwohl sie eigentlich genau das tun, was notwendig ist, nämlich ihre Fachinhalte auf ein verständliches Niveau herunterbrechen.

Zudem erschweren Zielkonflikte ein verstärktes Engagement in der Kommunikation. Denn die harten Währungen der Wissenschaft sind Fachpublikationen, der Impact-Faktor, Patente oder das Einwerben von Drittmitteln. Forschende sind eingebunden in Administration, Ausbildung, Begutachtungen in Peer-Review-Prozessen und, und, und. Was in solch einer Liste fehlt: Zeit und Geld für Kommunikation.

Wir brauchen also einen wirklichen Umbruch, damit Kommunikation auf das wissenschaftliche Konto einzahlt und dem wissenschaftlichen Ruf nicht mehr abträglich ist, sondern im Gegenteil zu einem zusätzlichen Merkmal wissenschaftlicher Reputation wird.

Müssen und sollen jetzt alle Forschenden kommunizieren?

Die vorhin genannten Forderungen lösen sowohl unter Kommunikatoren als auch unter Journalisten und den Forschenden selbst jedoch Unbehagen aus. Was wäre, wenn alle kommunizieren würden? Was geschähe, wenn ein Engagement von Forschenden in der Kommunikation auch ein Kriterium bei Stellenausschreibungen, Berufungen und Drittmittelvergaben würde?

Zuspitzen lassen sich die Bedenken auf die Widerworte: Es können doch nicht alle Forschenden kommunizieren! In der Tat wäre ein solches Szenario fragwürdig. Denn wichtiger als die Quantität an Kommunikation ist die Qualität derselben.

Wir benötigen keine Flut an weiteren ungelesenen Forschungs-Projektwebseiten, Flyern oder Hochglanzbroschüren. Auch leiden der Informationsdienst Wissenschaft und die weiteren Angebote dieser Art nicht an einem Mangel an Pressemitteilungen. Zudem befördert Zwang keine Qualität. Fehlanreize können „zu Fehlentwicklungen, zu inhalt-leeren, wirkungslosen oder schlimmstenfalls interessengeleiteten Eigendarstellungen [...] führen“, wie der Kommunikationskreis der Siggener Impulse 2018 formuliert hat (Siggener Kreis 2018, S. 5). Solche warnenden Worte

sind wichtig. Denn sie zeigen zugleich den Weg zu einer verantwortlichen Wissenschaftskommunikation auf, die das Gemeinwohl über individuelle Interessen stellt.

Selbstverständlich sollten Forschende die Freiheit haben, entscheiden zu können, ob sie aktiv gezielt mit der Öffentlichkeit kommunizieren wollen oder nicht. Eine Zwangsverpflichtung zur Beteiligung an öffentlichen Dialogen und Auftritten ist nicht zielführend. Aber alle sollten wissen, wie Kommunikation funktioniert und wie sie beispielsweise in ihrem Forschungsprojekt aktiv kommunizierende Kolleginnen und Kollegen entsprechend unterstützen können.

Kompetente Kommunikation von allen

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sollten verständlich erklären können, woran sie forschen und wie Wissenschaft funktioniert. Dieser Anspruch richtet sich an alle klugen Köpfe an unseren Hochschulen und in unseren Forschungseinrichtungen. Sie sollten sich einbringen können, sich einmischen, mitreden. Und Widerworte geben, wenn ihnen im Alltag Menschen begegnen, die mit Fake News und anderen Verzerrungen wissenschaftliche Erkenntnisse nicht nur infrage stellen, sondern ihnen ihre Bedeutung absprechen. Gleichzeitig gilt es generell, ein Verständnis für das Entstehen wissenschaftlicher Ergebnisse sowie das Interesse für Wissenschaft als solcher zu fördern. Wissenschaft ist eine Kulturleistung und bedeutender Motor unserer Gesellschaft.

Auch die direkte Wissenschaftskommunikation im kleinen Kreis – ohne große Bühne, Weblog oder organisierten Bürgerdialog – will gelernt und geübt sein. Kommunikation macht nur Sinn, wenn alle wissen, was sie tun und wie Kommunikation gelingen kann. Deshalb sind Ausbildungen für Forschende in Wissenschaftskommunikation notwendig – idealerweise in der Kombination mit der Lehre guter wissenschaftlicher Praxis, Wissenschaftsethik und Wissenschaftstheorie, wie es beispielsweise im „Code of Ethics“ des World Economic Forum Young Scientists (2018) beschrieben ist. Von einer dafür notwendigen curricularen Verankerung in Studiengängen sind wir in Deutschland noch weit entfernt. Aber immerhin fördern einzelne Universitäten, Forschungseinrichtungen und Stiftungen im Rahmen der weiteren wissenschaftlichen Karrierebildung ihrer Doktoranden, Postdoktoranden und Stipendiaten entsprechende Fortbildungen.

Verständliche Worte finden

Damit die Kommunikation mit Nicht-Spezialisten gelingen kann, ist verständliche Sprache eine Grundvoraussetzung. Und genau dies ist für viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eine Herausforderung. Denn selbstverständlich haben sie sich im Laufe ihrer Karriere und Sozialisation in der Wissenschaft die dafür notwendige Fachsprache angeeignet. Diese benötigen sie für eine eindeutige Kommunikation innerhalb der Forschungsgemeinde. Diese Verfachsprachlichung nimmt durch die immer stärkere Ausdifferenzierung der Forschungsgebiete laufend zu, wie beispielsweise eine Untersuchung des Karolinska-Instituts im Bereich der Biomedizin und Life Sciences zeigt (Plavén-Sigray et al. 2017). Die Forscher hatten über 700.000 Abstracts von 123 Fachjournalen der Jahre 1880 bis 2015 untersucht. Die Ergebnisse: Immer weniger allgemein verständliche Worte werden verwendet, dafür steigt der Anteil an Fachsprache und allgemeinem Wissenschaftsjargon (Abb. 1).

Dazu kommt, dass Forschungsteams heute meist international besetzt sind und Englisch die beherrschende Wissenschaftssprache ist. Die Folge: Viele Forschende finden schlicht keine deutschen Worte oder Umschreibungen für englische Fachbegriffe aus ihrem Berufsalltag. Die Hürden hin zu einer verständlichen Sprache sind also für viele groß. Dies zeigt

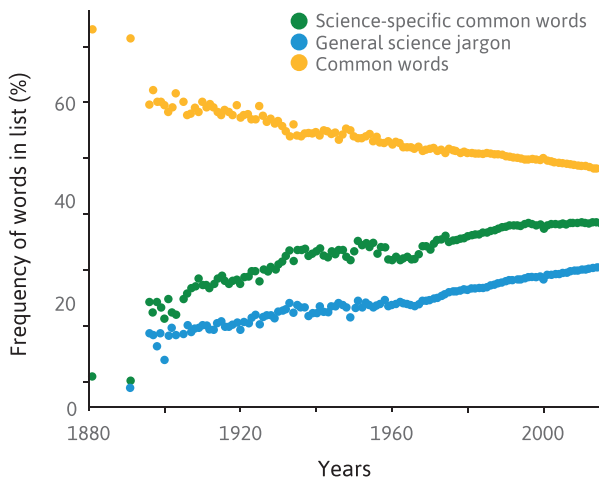


Abb. 1 Während in Abstracts wissenschaftlicher Publikationen der Anteil allgemeinverständlicher Wörter sinkt, steigen parallel die Benutzung von Fachsprache und allgemeiner Wissenschaftssprache. (Aus Plavén-Sigray et al. 2017; verbreitet unter einer Creative Commons Attribution License)



Abb. 2 Das NaWik-Kleeblatt fasst die Regeln für verständliches Formulieren zusammen. Der NaWik-Pfeil stellt die Dimensionen der Wissenschaftskommunikation dar, die vor jeder kommunikativen Situation bedacht werden sollten. (Wesentlichen Anteil an der Entwicklung dieser zwei Kernelemente der NaWik-Lehre, des Pfeils und des Kleeblatts, haben neben der Autorin dieses Beitrags der Gründungsdirektor des NaWik, Prof. Dr. Carsten Könneker, sowie die NaWik-Dozenten Ulrich Grünewald, Axel Wagner und Martin Roos. NaWik-Kleeblatt und NaWik-Pfeil sind als Marken geschützt.)

sich auch immer wieder in den Fortbildungsveranstaltungen des Nationalen Instituts für Wissenschaftskommunikation (NaWik).¹ Das NaWik bietet ein breites Portfolio an Kommunikationsseminaren und -workshops für Forschende, um diese in ihren kommunikativen Fähigkeiten zu stärken. In diesen Kursen, sollen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Kernbotschaften ihrer Forschung formulieren. Hier zeigt sich regelmäßig, dass das Gros lange um verständliche Worte ringt.

Dabei gilt es nicht nur die Hürden der Fachsprachen zu überwinden. Wer viel publiziert, ist zudem eine Meisterin oder ein Meister der Passivkonstruktionen – die in Fachartikeln üblich sind, aber in der allgemeinen Kommunikation das Zuhören und Lesen erschweren. Und Forschende sind meist Experten im Umgang mit Zahlen und Wahrscheinlichkeiten. Beides führt in der Kommunikation mit Nicht-Spezialisten aber häufig zu Missverständnissen. Diese und weitere Fallstricke auf dem Weg zu einer für Laien verständlichen Sprache müssen also überwunden werden. Um dies zu erleichtern, hat das NaWik grundlegende Regeln für mehr Verständlichkeit einprägsam in Form eines Kleeblatts² zusammengefasst (Abb. 2) und trainiert diese intensiv in seinen Lehrveranstaltungen.

¹Seit seiner Gründung 2012 hat das NaWik rund 5000 Personenseminartage realisiert (Stand: Dezember 2018).

²Das NaWik-Kleeblatt baut auf Arbeiten von Inghard Langer, Friedemann Schulz von Thun und Reinhard Tausch (siehe z. B. Langer et al. 2011) auf und ähnelt in Teilen den Modellen von Ursula Christmann und Norbert Groeben (1996).

Doch verständliche Worte garantieren noch nicht, dass diese auch beim Gegenüber ankommen. Es macht beispielsweise Sinn, sich vor und in jeder Kommunikationssituation zusätzlich Gedanken über die Rahmenbedingungen zu machen. Welches Ziel verfolge ich im Gespräch? Wer ist mein Gegenüber, meine Zielgruppe? Wie und mit welcher Sprache oder Bildern kann ich diese erreichen? Was von meinem Thema interessiert die Zielgruppe? Und wo findet die Kommunikation statt? Diese Dimensionen der Kommunikation hat das NaWik in Form eines fragilen Pfeils³ veranschaulicht. Fehlt nur einer der Bausteine, fällt der ganze Pfeil in sich zusammen; die Kommunikation droht zu misslingen.

Mehr als verständlich

Wichtig ist zudem, dass Kommunikation mehr bedeutet als verständliche und zielgruppengerechte Information. Wissenschaftliche Untersuchungen zeigen, dass Informationen allein nicht zu faktentreueren Entscheidungen führen. Das heißt, dass das Defizitmodell, von dem die Wissenschaftskommunikation lange ausging, nicht der kommunikative Hebel ist, um Wissenschaft besser in der Gesellschaft zu verankern. Dem Modell zufolge fußt eine ablehnende Haltung gegenüber Wissenschaft auf einem Mangel an Wissen (Bauer 2017, S. 26). Heute wissen wir, platt gesagt: Wer nur Wissenslücken stopft, bildet keine Meinung. Denn neben wissenschaftlichen Argumenten beeinflussen auch moralische, religiöse oder kulturelle Vorstellungen Haltungen und Entscheidungen. Wenn etwas verstanden wird, heißt es also noch lange nicht, dass es auch akzeptiert wird.

So kann jemand durchaus die Vorteile neuer Technologien erkennen, sie aber wegen persönlicher Bedenken, potenzieller Risiken oder ethischer Positionen ablehnen. Diverse Untersuchungen legen zudem nahe, dass es sogar kontraproduktiv sein kann, Fakten zu erwähnen, wenn diese das Weltbild des Gegenübers infrage stellen. Moralisierende Impfkampagnen, die auf die Gefährdung anderer Kinder hinweisen, bringen in diesem Sinne nicht viel. Im Gegenteil. Die argumentativ ins Spiel gebrachten Fakten, Zahlen und Belege können bei einem skeptischen Gegenüber sogar dessen ablehnende Haltung verstärken (Nyhan und Reifler 2010). Kommunikation muss sich also breiter aufstellen. Die monologisierende Wissensvermittlung hat eindeutige Grenzen.

³Der NaWik-Pfeil ist eine Weiterentwicklung basierend auf einem Lehrelement von Carsten Könneker (2012, Kap. 2–3).

Gerade deshalb wäre es für unsere Gesellschaft wertvoll, wenn mehr Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler authentisch berichten, Position beziehen, dem Gegenüber zuhören und Transparenz erzeugen. Dialoge und Citizen-Science-Projekte sind zugleich wertvoll für die Wissenschaft. Denn hier erhalten Forschende direktes Feedback zu ihren Themen, werden mit kritischen Fragen konfrontiert – und nehmen aus den Dialogen unter Umständen interessante andere Ansätze und Gedanken für ihre Forschung mit (Hendriks und Niederhoff 2017). So sind stets weiterführende Rückkopplungen an die Forschung wünschenswert – auch unter Einbeziehung weiterer wesentlicher Akteure in Debatten zu Ethik, Normen und Werten.

Das bedeutet für Forschende aber auch, dass sie sich aus ihrer Kommunikationsnische, der reinen Sachlichkeit, herausbegeben müssen. Was Gehör verschafft und Bilder in den Köpfen entstehen lässt, sind Bewertungen, ehrliche Berichte des Forscheralltags und Ich-Aussagen. Richtig ist auch: Viele Themen sind so komplex, dass sie schwer zu vermitteln sind. Trotzdem können hier zumindest die Faszination der Forschung greifen und das eigene Brennen für ein Thema, das so gar nichts mit einem konkreten Nutzwert zu tun hat. Was begeistert die Forschenden an ihrer Arbeit? Warum stecken sie so viel Zeit und Energie in ihre Tätigkeit – bei nicht unbedingt adäquater Bezahlung und mitunter schlechten weiteren Berufsaussichten?

Damit ist nicht ein massenhaftes und heldenepisches Storytelling gemeint, wie es Julika Griem, Vizepräsidentin der Deutschen Forschungsgemeinschaft, kritisiert hat (Griem 2018). Es geht nicht darum, die Forschung zu heroisieren, sondern sie maximal transparent zu machen – mit Scheitern und Gelingen, Theorien und Gegentheorien, Hinterfragen und Verifizieren. Wissenschaft ist nicht bequem. So können Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Kompetenz, ihre Integrität und ihre guten Absichten deutlich kommunizieren. Und dies öffnet die Türe für mehr Vertrauen (Hendriks et al. 2016; Mayer et al. 1995). Wissenschaft als Teil der Gesellschaft meint in diesem Sinne explizit Wissenschaft mit und in der Gesellschaft.

Konkrete Ansätze heute verfolgen

Um diese Vernetzung zu stärken, brauchen wir dringend mehr kommunizierende und sich engagierende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Wir brauchen neben den Dialogen im Alltag mehr Forschende, die sich öffentlich äußern und positionieren, die in offene Diskussionen treten und zuhören.

Dafür sind alle eingangs genannten Faktoren dringend notwendig – von der Anerkennung, über Anreize bis hin zu Fortbildungen. Anreize könnten

etwa definierte Zeit- und Finanzbudgets sein wie beispielsweise ein prozentualer Anteil für Kommunikation in jedem Forschungsprojekt. Auch Wettbewerbe können zum Dialog mit Laien anregen. Zudem könnte eine Willkommenskultur und Unterstützung vonseiten der Kommunikatorinnen und Kommunikatoren der jeweiligen Hochschulen oder Forschungseinrichtungen motivieren – beispielsweise in Form eines Starterpakets Wissenschaftskommunikation⁴. Orientierung können Forschenden neben Weiterbildungen in diesem Bereich auch Social Media Guidelines, Schreib- und Interviewtipps sowie Leitlinien⁵ bieten.

Eine tragfähige Anerkennungskultur sollte Wissenschaftskommunikationskompetenz als eines der Kriterien für Mittel- und Stellenvergaben aufnehmen. Neben ausgewiesenen Fachpublikationen zählten dann auch Aktivitäten in der öffentlichen Wissenschaftskommunikation. Dies ist nicht als ein zwingend zu erfüllendes Kriterium anzusehen. Es könnte jedoch je nach Art der Aktivität durchaus gleichgewichtig zu einer Fachpublikation eingeordnet werden. Wie solche Aktivitäten zu bewerten sind, ist dabei sehr individuell. Was ist die Währung für Twitter-Aktivitäten, eine Standbetreuung beim Tag der offenen Tür oder die Umsetzung eines Citizen-Science-Projektes? Was sind die Ziele? Wer wird erreicht?

Wir dürfen nicht Äpfel mit Birnen vergleichen. Vonseiten der Science of Science Communication gilt es daher noch viele Fragen zu beantworten: Wie können verschiedene Formate evaluiert werden? Anhand welcher Qualitätskriterien kann Wissenschaftskommunikation bewertet werden? Welche Art der Kommunikation nützt, welche schadet vielleicht sogar? Insbesondere im gegenwärtigen Medien- und Gesellschaftswandel ist die Erforschung der Wissenschaftskommunikation, ihrer Akteure, der Medien, der Interaktionen und der Rezeption die Basis für profunde Weiterentwicklungen und Handlungsempfehlungen.

Die Herausforderungen der Wissenschaftskommunikation der Gegenwart sind also vielfältig und groß. Sie reichen weit über das Thema Verständlichkeit hinaus. Und sie benötigen deutlich mehr an Engagement, Anreizen und Anerkennung, als es derzeit gegeben ist, um den großen gesellschaftlichen Herausforderungen gewachsen zu sein. Es ist an der Zeit, dies nun mit Sinn und Verstand verstärkt anzugehen.

⁴Siehe den Vorschlag von NaWik unter: www.nawik.de/starterpaket.

⁵Handreichungen finden sich unter: <https://www.wissenschaftskommunikation.de/how-to/>, oder beispielhaft auf der Webseite der TU Braunschweig: <https://www.tu-braunschweig.de/presse/medien/wissenschaft-medien>.

Literatur

- Bauer, M. W. (2017). Kritische Beobachtungen zur Geschichte der Wissenschaftskommunikation. In H. Bonfadelli, et al. (Hrsg.), *Forschungsfeld Wissenschaftskommunikation* (S. 17–40). Wiesbaden: Springer VS.
- Christmann, U., & Groeben, N. (1996). Textverstehen/Textverständlichkeit: Ein Forschungsüberblick unter Anwendungsperspektive. In H. P. Krings (Hrsg.), *Wissenschaftliche Grundlagen der technischen Kommunikation* (S. 129–190). Tübingen: Narr.
- Griem, J. (2018). Zumutungen. Wissenschaftskommunikation und ihre Widersprüche. Keynote beim Forum Wissenschaftskommunikation 2018. http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/reden_stellungnahmen/2018/181107_keynote_fwk18_griem.pdf. Zugegriffen: 22. Febr. 2019.
- Hendriks, F., & Niederhoff, D. (2017). Was haben Wissenschaftler von Wissenschaftskommunikation? – Eine Interviewstudie. Beitrag präsentiert auf dem 10. Forum Wissenschaftskommunikation, Braunschweig, Deutschland.
- Hendriks, F., Kienhues, D., & Bromme, R. (2016). Trust in science and the science of trust. In B. Blöbaum (Hrsg.), *Trust and communication in a digitized world* (S. 143–160). Cham: Springer.
- Könneker, C. (2012). *Wissenschaft kommunizieren*. Weinheim: Wiley-VCH.
- Langer, I., Schulz von Thun, F., & Tausch, R. (2011). *Sich verständlich ausdrücken*. München: Reinhardt.
- Mayer, R. C., Davis, J. H., & Schoorman, F. D. (1995). An integrative model of organizational trust. *The Academy of Management Review*, 20(3), 709–734.
- Nyhan, B., & Reifler, J. (2010). When corrections fail: The persistence of political misperceptions. *Political Behavior*, 32(2), 303–330.
- Plavén-Sigray, P., et al. (2017). The readability of scientific texts is decreasing over time. *eLife*, 6, e27725.
- PUSH-Memorandum. (1999). Dialog Wissenschaft und Gesellschaft. <https://www.wissenschaft-im-dialog.de/medien/publikationen-fotos-videos/wissenschaft-im-dialog-basisinfos/>.
- Riegraf, B. (2018). Bringschuld: Wie können Wissenschaft und Politik auf wissenschaftsfeindliche Tendenzen reagieren? *Forschung & Lehre*, 6, 508–509.
- Siggenger Kreis. (2018). Siggenger impulse 2018: Walk the talk – Chefsache Wissenschaftskommunikation. <https://www.wissenschaft-im-dialog.de/projekte/siggenger-kreis/>.
- Wiarda, J.-M. (2018a). „Ein Hunger für Wissenschaft ist da, doch wir stillen ihn nicht.“ Johannes Vogel, Generaldirektor des Berliner Museums für Naturkunde, und Wilhelm Krull, Generalsekretär der VolkswagenStiftung, im Gespräch über das Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft. <https://www.volkswagenstiftung.de/aktuelles-presse/journal/ein-hunger-f%C3%BCr-wissenschaft-ist-doch-wir-stillen-ihn-nicht>. Zugegriffen: 22. Febr. 2019.

- Wiarda, J.-M. (2018b). „Wir sind weder das Bau- noch das Sozialministerium“. Interview mit Anja Karliczek. <https://www.jmwiarda.de/2018/12/06/wir-sind-weder-das-bau-noch-das-sozialministerium/>. Zugegriffen: 22. Febr. 2019.
- Wissenschaftsrat. (2016). Wissens- und Technologietransfer als Gegenstand institutioneller Strategien. Positionspapier. <https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/5665-16.pdf>. Zugegriffen: 22. Febr. 2019.
- Word Economic Forum Young Scientists. (2018). Code of ethics. http://www3.weforum.org/docs/WEF_Code_of_Ethics.pdf. Zugegriffen: 22. Febr. 2019.

Beatrice Lugger ist Geschäftsführerin und Direktorin des Nationalen Instituts für Wissenschaftskommunikation (NaWik) mit Sitz in Karlsruhe. Sie ist Wissenschaftsjournalistin, Social-Media-Expertin und Chemikerin. Sie war fast zwei Jahrzehnte für zahlreiche deutsche Print- und Onlinemedien tätig. Als Managing Editor hat sie die Blogcommunity ScienceBlogs.de aufgebaut. Darüber hinaus betreute sie die Social-Media-Auftritte internationaler Tagungen wie der Lindauer Nobelpreisträger tagungen, des Nobel Week Dialogue und des Heidelberg Laureate Forums. Sie ist Redaktionsmitglied der Plattform wissenschaftskommunikation.de.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Volker Stollorz, Redaktionsleiter und Geschäftsführer Science Media Center
Germany gGmbH, Köln

Stellungnahme

**Öffentliches Fachgespräch
Zum Thema „Wissenschaftskommunikation“**

Am Mittwoch, 27. Mai 2020

<p>Deutscher Bundestag Ausschuss f. Bildung, Forschung u. Technikfolgenabschätzung</p> <p>Ausschussdrucksache 19(18)192d</p> <p>25.05.2020</p>

Warum der Wissenschaftsjournalismus dringend mehr Aufmerksamkeit in der Wissenschaftspolitik braucht

**„Die Aussagen der Wissenschaft handeln nicht von dem, was wahr ist und was
nicht wahr ist, sondern davon, was mit unterschiedlicher Sicherheit bekannt ist.“**
Richard Feynmann

Wissenschaft schafft Wissen für die Welt und Wissen über die Welt und ist in diesem Sinne immer auch das Entstehen einer Welt. Verlässliches und robustes Wissen erklärt die Dinge der Lebenswelt auf manchmal überraschende Weise, lässt den Menschen vertrautes Erfahrungswissen und soziale Verhältnisse plötzlich im neuen Licht oder gar befremdlich erscheinen. Auch wenn die Erkenntnisse und praktische Handlungsmöglichkeiten dank der wissenschaftlichen Erkenntnisse zunehmend alle Lebensbereiche durchdringen, können sie keinesfalls immer mit sofortiger Anerkennung rechnen, sondern lösen soziale Abwehrreaktionen und Irritationen aus. Das mit historisch beispielloser Geschwindigkeit in die Gesellschaften einwandernde Wissen fördert Unsicherheiten, Ambivalenzen, Risiken und Wertekonflikte zu Tage, die in lokalen, regionalen, nationalen und international verschachtelten öffentlichen Meinungsbildungsprozessen verhandelt werden müssen.

Weil wir also Einwanderungsgesellschaften für neues Wissen sind, wird es notwendig, dass Bürger*innen in demokratischen Staaten mehr darüber erfahren, was und vor allem warum die Wissenschaften weiß, was sie weiß und unter welchen institutionellen Rahmenbedingungen neue Erkenntnisse erworben werden. Es ist deshalb zu begrüßen, wenn die Wissenschaftspolitik die Wissenschaftskommunikation strategisch auf breiter Front stärken will. Die Coronakrise zeigt in der Tat live: Ohne Virologen kein verlässliches Wissen über unsichtbare Viren. Ohne Epidemiologen keine Modelle über die Ausbreitungswege von Krankheitserregern. Ohne Impfstoffforscher keine Schutzimpfungen.

Definition von Wissenschaftskommunikation in, aus und über Wissenschaft

Gute Wissenschaftskommunikation im öffentlichen Raum ist also – wir wissen es eigentlich seit vielen Jahren – systemrelevant für die Demokratie und letztlich für das Leben aller Menschen [1]. Nun heißt aber gut gemeint nicht gleich gut gemacht. Politisch Anreize für mehr Wissenschaftskommunikation von Forschenden zu

erzwingen, kann informiertes Vertrauen in Wissenschaft sogar untergraben [2]. Es gilt also präzise zu klären, welche Wissenschaftskommunikation wirklich benötigt wird und wer dafür mehr staatliche Förderung erhalten sollte.

Theoretisch betrachtet gibt es zunächst einmal die Wissenschaftskommunikation INNERHALB der Wissenschaften, z. B. in Form des wissenschaftlichen Publikationswesens. Auch in der Welt der innerwissenschaftlichen Kommunikation ereignet sich derzeit eine digitale Revolution, die politisch intensiv begleitet werden muss, damit nicht Fehlanreize und verfehlte Reputations-Metriken zu einer Flut von Desinformation aus der Forschung selbst führen.

Zweitens kennen wir Wissenschaftskommunikation AUS der Wissenschaft heraus, die sich an nichtwissenschaftliche Publika richtet – das Publikum können dabei Politiker*innen, Unternehmer*innen, Journalist*innen oder Bürger*innen als Zielgruppen sein. In der Wissenschafts-PR braucht es vor allem mehr Forschende als „Honest Broker“, die sich als ehrliche Makler im öffentlichen Diskurs engagieren. In diesem Sinne kann die Politik Anreize setzen, damit sich Forschende mit selbstvermittelter Wissenschaftskommunikation stärker in öffentlichen Debatten engagieren, wie es exemplarisch Christian Drosten in einem Podcast und auf Twitter tut. Es herrscht durchaus eine klaffende Lücke im informierten öffentlichen Dialog über Forschungsthemen. Bei den institutionellen Akteuren der selbstvermittelten Wissenschaftskommunikation braucht es allerdings erheblich mehr Anstrengungen in den Leitungsebenen, das Befolgen der Leitlinien zur guten Wissenschafts-PR verbindlich zu machen.

Es ist sehr begrüßenswert, dass Forschungspolitiker*innen im Deutschen Bundestag anerkennen, dass es noch einen dritten, ich meine für die Allgemeinheit entscheidenden Bereich gibt: die Wissenschaftskommunikation ÜBER Wissenschaft. Hier, an den Reibungszonen zwischen Wissenschaft und öffentlicher Meinungsbildung entscheidet sich, welche Bilder sich Laien von Forschung und Wissenschaft machen. Hier, im Bereich der fremdvermittelten Wissenschaftskommunikation ÜBER Wissenschaft spielen Wissenschaftsjournalist*innen eine funktional unersetzbare Rolle. Erst die unabhängige und professionelle Beobachtung und Einordnung des wissenschaftlichen Handelns schafft informiertes Vertrauen in Wissenschaft und das in zweierlei Hinsicht: Welche neuen Entdeckungen und welche Tatsachen aus der Wissenschaft haben öffentliche Relevanz für Publika außerhalb der Wissenschaft? Und welche Erwartungen hat die Gesellschaft an die Forschenden, wo macht wissenschaftliche Expertise bei individuellen oder kollektiven Debatten und Entscheidungen einen Unterschied? In aller Kürze: Wer weiß wirklich was über was? Als Teil der 4. Gewalt im Staat ist der Wissenschaftsjournalismus Anwalt der Öffentlichkeit und unabhängiger Beobachter des Systems Wissenschaft und prüft, welche Protagonisten und Fachpublikationen mit Blick auf Kompetenz, Integrität und Gemeinwohlorientierung beachtet oder kritisch eingeordnet werden sollten. Es geht letztlich um informiertes Vertrauen in die Wissenschaft in der breiten Bevölkerung [2].

Die entscheidende Rolle von Wissenschaftsjournalismus in öffentlichen Debatten

Gute Wissenschaftsjournalist*innen, frei oder in Redaktionen, erwerben in ihrer beruflichen Karriere fundierte Meta-Expertise zur Orientierung im Dschungel der Wissenschaftsdisziplinen. Eine unabhängige journalistische Fremdbeobachtung der Wissenschaft ist in der liberalen Demokratie von der Wissenschaft selbst nicht zu ersetzen.

„Der Wissenschaftsjournalismus ist ein zentraler Teil jeder umfassenden Strategie der Wissenschaftskommunikation,“ machte Ernst Dieter Rossmann kürzlich aus Anlass der Corona-Krise deutlich [3]. Und warnte zugleich: „Der Systemrelevanz eines qualitativ hochwertigen Wissenschaftsjournalismus, der gleichzeitig in die Breite der Gesellschaft wirken kann, steht ein dramatischer Rückgang an kompetenten und unabhängigen Wissenschaftsjournalist*innen gegenüber“ [3]. Im Antrag der Fraktionen der CDU/CSU und der SPD heißt es richtigerweise, den strategischen Dialog über die Weiterentwicklung der Wissenschaftskommunikation AUCH „zur Stärkung des Wissenschaftsjournalismus zu nutzen und Konzepte zu entwickeln, um strukturbildende und innovative Projekte im Wissenschaftsjournalismus zu fördern“ [4].

Diese Erkenntnis kommt zur rechten Zeit. Professioneller Wissenschaftsjournalismus ist weltweit, aber auch hierzulande, eine vom Aussterben bedrohte Spezies. Wir verlieren aufgrund äußerst unsicherer Berufsaussichten derzeit eine ganze Generation von gesellschaftlich dringend benötigten, nicht durch Blogger oder Influencer ersetzbare Spezialisten. Ich will hier nicht die tieferen Gründe der Strukturkrise des Journalismus in Zeiten digitalen Content-Marketings wiederkauen [5]. Aber die WPK, der Berufsverband der Wissenschaftsjournalisten, weist seit vielen Jahren und zu Recht daraufhin, dass die Politik und auch die Wissenschaft selbst ein genuines Interesse zu handeln hat, um die Zukunft der unabhängigen Beobachtung der Wissenschaft für nichtwissenschaftliche Publika zu sichern [6].

Ja, es klingt nicht nur für Politiker*innen verlockend: Die Wissenschaft kann heute selbst direkt mit Bürger*innen in den digitalen Dialog treten, mitunter lästige journalistische Gatekeeper umgehen. Viele Forschende und wissenschaftliche Institutionen senden bereits auf allen Kanälen, das BMBF erwägt sogar, selbstvermittelte Wissenschaftskommunikation an nichtwissenschaftliche Publika monetär zu einem Kriterium einer Forschungsförderung zu machen.

Ich halte das für keine gute Idee. Zunächst würde dabei ignoriert, was die Aufgabe von Forschung ist. Forschende wollen und sollen in erster Linie forschen und dabei neuartiges Wissen erzeugen. Wir leben in einer funktional hochdifferenzierten Gesellschaft, in der nicht alle alles gleich gut können. Pressefreiheit und Wissenschaftsfreiheit stehen nicht umsonst im selben Artikel des Grundgesetzes. Wichtiger aber ist: Die Wissenschaft kommuniziert beileibe nicht allein mit den Bürger*innen. US-Präsident Donald Trump kommuniziert täglich „Fake News“ an seine Abermillionen Follower. ÜBER Wissenschaft kommunizieren mächtige Autokraten, Interessengruppen im Geiste der Desinformation. Käufliche Influencer und Framing-Experten verbreiten emotional und viral optimierte Botschaften, die über soziale Medien in Windeseile erbliche Publika erreichen können. Eine digitale Aufmerksamkeitsökonomie, die inzwischen selbst Journalisten zwingt, zu

Vermarktern von „Eyeballs“ und Infohappen zu werden, zerstört letztlich das Fundament, auf dem unsere Demokratie steht. „Flooding the zone with shit“ hieß der Leitspruch von Trumps Berater Steve Bannon. Sein schlichtes, aber digital erfolgreiches Rezept: Mit „Disinformation, Distraction und Denial“ die ökonomischen Suchkosten für verlässliches Wissen soweit in die Höhe zu treiben, dass Richtiges und Wichtiges in den Informationsfluten versinkt und die Menschen verwirrt zurückbleiben [7]. Gegen diese Wucht allein auf selbstermittelte Wissenschaftskommunikation von Forschenden zu setzen, ist hoffnungslos naiv. Es zwingt Wissenschaft vielmehr in einen ruinösen Wettbewerb, den sie nicht gewinnen kann, vor allem deshalb nicht, weil neue Erkenntnisse elementar unpopulär sein können.

Genau das erleben wir aktuell in der Corona-Pandemie. Je schwächer die Stimmen des Wissenschaftsjournalismus werden, desto wilder wuchert der digitale Desinformations-Diskurs ÜBER Wissenschaft. Gerade weil Laien sich meist kein kompetentes Urteil über die Tatsachen, die in der Wissenschaft zählen, bilden können, ist die derzeitige Erlöskrise im Journalismus so bedrohlich. Letztlich hängt auch die zunehmende Fragmentierung der Gesellschaft und die Polarisierung von Positionen eng mit dem umfassenden Prozess der Disintermediation als Folge der Digitalisierung zusammen [8]. Ökonomen bezeichnen damit einen Bedeutungsverlust von Intermediären und Qualitätsfiltern, die zwischen verschiedenen Akteuren vermitteln und Teil einer Wertschöpfungskette waren, die derzeit, wie es schön heißt, „disrupted“ wird [9] [10].

Aber was tritt an die Stelle der Gatekeeper? Sinken die Kosten der Sender von digitaler Desinformation gegen Null, dann steigen zugleich die Kosten des Erzeugens und Auffindens verlässlichen Wissens. Wenn erst unbestechliche journalistische Filteranlagen und öffentliche Kläranlagen verkommen sind, dann lohnt es sich am Ende für Populisten, auch die unabhängige Wissenschaft zu politisieren, zu ökonomisieren und letztlich deren hart erkämpfte Autonomie nach Belieben einzuschränken. Wenn Nachrichtenagenturen eine Art Wasserwerk der Demokratie sind, dann ist der Wissenschaftsjournalismus ein Klärwerk für wichtige und richtige Argumente aus der Wissenschaft, um öffentliche Debatten zu befruchten. Klar sollte sein, dass es kein einfaches „Follow the Science“ in der Wissenschaftskommunikation geben kann. Erstklassige Forschung an den Grenzen des bereits Gewussten ist fundamental vorläufig, unsicher und als unvertrautes Handlungswissen oft unpopulär.

Warum guter Wissenschaftsjournalismus für die Demokratie systemrelevant ist

Die knifflige Kernfrage an die Forschungspolitik lautet: Wie schaffen gesetzgeberische Maßnahmen, Strukturförderung und/oder Anreize, damit öffentliche Diskurse über Wissenschaft, Wissen, Unwissen und Lügen möglichst informiert und durch die richtigen Akteure orchestriert ablaufen. Damit die Gesellschaft nicht in unzählige Echokammern zersplittert, in denen jeder seine eigene Wahrheit mit Vehemenz vertritt, die von ihm genehmen „Experten“ gestützt wird? Ich beschränke mich hier auf die grundlegende Funktion, die Wissenschaftsjournalismus in einem künftigen digitalen Ökosystem für richtige und wichtige Wissenschaftskommunikation spielen sollte.

1. Erst durch eine unabhängige wissenschaftsjournalistische Beobachtung kann die Gesellschaft realistische Erwartungen gegenüber den Wissenschaften ausbilden. Guter Wissenschaftsjournalismus zertifiziert verlässliches Wissen unabhängig von der selbstvermittelten Wissenschaftskommunikation. Das schafft informiertes Vertrauen genau dort, wo es verdient ist.
2. Guter Wissenschaftsjournalismus fungiert als Kläranlage für richtige und wichtige Argumente und immunisiert Menschen gegen Desinformation.
3. Guter Wissenschaftsjournalismus nimmt eine Frühwarnfunktion wahr, agiert quasi als Immunabwehr der Gesellschaft, wenn neuartiges Wissen eingeordnet werden muss oder fremdartige Ereignisse die soziale Wirklichkeit herausfordern und Expertise aus der Wissenschaft bei kollektiven Entscheidungen helfen kann.
4. Guter Wissenschaftsjournalismus ist ein Vertrauensvermittler zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, d. h. er schürt strukturell Misstrauen dort, wo es an Kompetenz, Integrität und Gemeinwohlorientierung der selbstvermittelten Wissenschaftskommunikation mangelt. Damit übt er ein Wächteramt aus, normalisiert gute Wissenschaft und moralisiert das Fehlverhalten von Forschenden und thematisiert so systematische Risikofaktoren im Prozess der Forschung in aller Öffentlichkeit. Wissenschaft lernt über Journalismus die Erwartungen der Gesellschaft an Forschende kennen.
5. Guter Wissenschaftsjournalismus schafft packende Narrative, die ansteckend wirken, indem Menschen neugierig werden und lernen, weil sie Konflikte über die Tatsachen der Welt als komplex und interessant erleben dürfen.
6. Guter Wissenschaftsjournalismus klärt in diesem Sinne über komplexe Sachverhalte auf, experimentiert dabei im Digitalen mit einer Vielfalt innovativer Formate.

All diese Leistungen kann guter Wissenschaftsjournalismus nur dann erbringen, wenn er unabhängig von den Mächtigen und auch von der Wissenschaft veröffentlichen und sich zugleich Glaubwürdigkeit beim Publikum verdienen kann. Dafür braucht es seit den Zeiten der Aufklärung mutige Akteure und stabile journalistische Institutionen, Zeit, Ressourcen, aber auch Experimentierfreudigkeit. Wie das künftige digitale Ökosystem der journalistischen Wissenschaftskommunikation ÜBER Wissenschaft in Zeiten der digitalen Plattformökonomie finanziert werden kann, damit für die breite Öffentlichkeit richtiges und wichtiges Wissen frei zirkulieren kann, das genau wissen wir alle noch nicht.

Gründe für staatliche geförderte Experimente im Wissenschaftsjournalismus

Warum also plädieren für staatlich geförderte Experimente im Wissenschaftsjournalismus? Weil wir wissen, dass der Wissenschaftsjournalismus eine in Deutschland sehr innovationsfreudige Profession ist. Die Gründungsgeschichte des Science Media Center Germany ist in dieser Hinsicht ergiebig [11]: Von der ersten Idee 2012 bis zum Start 2016 vergingen vier lange Jahre intensiver Diskussionen. Erst dank einer großzügigen Förderzusage der Klaus Tschira Stiftung wurde ein gemeinwohlorientiertes Experiment möglich, das nun

2020 in Corona-Zeiten seine Bewährungsprobe erfolgreich meistert und den Journalismus in vielen Ressorts unterstützt. Im SMC Lab entstehen inzwischen Werkzeuge zur Orientierung in der Informationsüberflutung, die SMC Redaktion hilft Journalist*innen aller Ressorts reputierte Forschende zu finden, wir streiten für einen künftigen „Augmented Science Journalism“, der Wissensgesellschaften helfen kann, informiertes Vertrauen auszubilden. Kurzum: wir lieben Aufklärung. Nachhaltige Innovationen aber brauchen Zeit und erhebliche Ressourcen, um neue Wege für mehr Wissenschaftsjournalismus im Journalismus bahnen zu können.

Wenn diese Diagnose stimmt. Was könnte dann die Wissenschaftspolitik tun, vor allem aber, was darf sie tun? [11]

Sie sollte im Verbund mit der Wissenschaft vor allem jene Akteure im Wissenschaftsjournalismus stärken, die experimentierfreudig digitale Kommunikationswelten erproben und so Innovationen im Wissenschaftsjournalismus vorantreiben – zum Beispiel um neue und jüngere Publika zu erreichen. Es gilt dabei jene Mutigen zu unterstützen, die einen offenen, vertrauensvollen und nachhaltigen Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft befördern wollen, vor allem dann, wenn neues Wissen irritiert, politisch umstritten oder unerwünscht ist. Ein Beispiel sind die bisher unzureichenden Maßnahmen zum Schutz künftiger Generation vor den Folgen der Erderwärmung.

Neun Ideen, wie Forschungspolitik den Wissenschaftsjournalismus stärken könnte

1. Es braucht in der Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und im Journalismus dringend eine Lobby für den Erhalt und Fortentwicklung eines starken und unabhängigen Wissenschaftsjournalismus. Wissenschaftsjournalismus ist zwar der Nische längst entwachsen, aber auch er braucht Förderer, die zugleich die Notwendigkeit und die Herausforderungen einer sachkundigen und unabhängigen Fremdbeobachtung der Wissenschaft verstehen und respektieren: www.keine-nische.de.
2. Mutige Innovatoren brauchen dringend Ressourcen für Experimente, um wirksamen Wissenschaftsjournalismus in digitalen Öffentlichkeiten zu erproben. Eine Initiative für Modellerprobungen liegt im elementaren Interesse der Wissenschaftspolitik, weil informiertes Vertrauen in gute Forschung zu den Grundbedingungen der künftigen Wissensgesellschaft gehören. Der Wissenschaftsjournalismus eignet sich als Erprobungsfeld für Experimente im digitalen Journalismus besonders, weil die Wissenschaften selbst Expertise und viele Recherchemethoden bereitstellen können, die helfen könnten, informierte Öffentlichkeiten in Zeiten der Informationsüberflutung zu befördern.
3. Häufig heißt es, dass wer als Staat den Wissenschaftsjournalismus fördert, damit zwangsläufig seine Unabhängigkeit und Glaubwürdigkeit untergräbt. Diese Sorge ist begründet, aber ihr kann mit klugen Governance-Modellen begegnet werden – wenn in deren DNA eine Unabhängigkeitserklärung eingeschrieben ist. Mit dem Stiftungsmodell des Verbands der Wissenschaftsjournalisten WPK liegt der Entwurf einer möglichen

Rechtskonstruktion auf dem Tisch, mit der die faktische Unabhängigkeit aller mit staatlichen Hilfen geförderter wissenschaftsjournalistischer Pilotprojekte garantiert werden könnte. Staatsferne Fördermodelle für Journalismus werden in vielen Ländern erprobt. Und hat das deutsche Parlament nicht auch den Auftrag, die Freiheit der Berichterstattung über Wissenschaft zu gewährleisten? Es gibt Güter, die für die Allgemeinheit so unverzichtbar sind, dass der Staat bei ihrer Bereitstellung helfen sollte, wenn ein Marktversagen droht. Als Pilotressort könnte der Wissenschaftsjournalismus zudem mit überschaubaren Fördermitteln ein Experimentierfeld werden, indem Modelle erprobt werden, wie zukünftig ein unabhängiger und freier Qualitätsjournalismus in Deutschland und darüber hinaus organisiert werden kann. Meine These nach Corona ist: ein freier Wissenschaftsjournalismus ist in der Wissensgesellschaft ein ebenso so hohes Gut wie die freie Grundlagenforschung [12].

4. Es braucht dringend mehr digitale, institutionenübergreifende, gemeinnützige und redaktionell unabhängige Public Interest-Redaktionen, die die Öffentlichkeit in journalistischer Freiheit, aber wahrheitsgemäß ÜBER Wissenschaft unterrichten können und wollen. Hier ist besonders der Öffentlich-rechtliche Rundfunk gefordert, endlich den Exodus der freien Wissenschaftsjournalist*innen in seinen Redaktionen zu stoppen und vor allem vermehrt jungen Wissenschaftsjournalist*innen Karriereoptionen zu bieten. Gerade diese machen in Zeiten von Podcasts und Youtube längst vor, wie auch jüngere Publika erreicht werden.
5. Das Parlament könnte als Sofortmaßnahme eine Berufsfeld-Analyse zur Erforschung der Situation des Journalismus über Wissenschaft in allen Medien anregen, um die Zukunftsaussichten des Wissenschaftsjournalismus sowie der fremdvermittelten Wissenschaftskommunikation unter den Bedingungen der digitalen Plattformökonomie zu erforschen und begründete Empfehlungen an die Politik abzuleiten.
6. Moderne Gesellschaften sind komplex, bürokratisch, hochgradig spezialisiert und durchzogen von Eigenlogiken – all das erschwert den überinstitutionellen Dialog und notwendige Klärungen im Bereich guter Wissenschaftskommunikation. Wir brauchen dringend mehr Debattenräume über Forschung und Wissenschaft, die Wände im Denken einreißen und getrennte Welten neu miteinander verknüpfen. Eine nachhaltige Finanzierung für den Ausbau der Wissenschaftsjournalismus-Konferenz „Wissenswert“ könnte ein erster Schritt in diese Richtung sein.
7. Die skizzierte Idee einer Akademie, die z. B. auch ein Nationaler Rat für Wissenschaftskommunikation sein könnte, ist dann sinnvoll, wenn sie – mit klar definierten Aufgaben versehen – überinstitutionell Akteure der Wissenschaftskommunikation in, aus und über Wissenschaft versammelt.
8. Das BMBF könnte die großen Forschungsförderorganisationen motivieren, ehrliche Anstrengungen zu unternehmen, Ressourcen für die unabhängige Beobachtung der Wissenschaft bereitzustellen, wo dies nötig und möglich ist. Als zivilgesellschaftliche Akteure mit Interesse am Wissenschaftsjournalismus könnten diese Institutionen einen Fonds einrichten, aus dem Experimente im Sinne von Praxismodellen finanziert werden können.

9. Schließlich braucht es dringend mehr überinstitutionelle Wissenschaftskommunikation – die Wissenschaft selbst darf durch selbstvermittelte Wissenschaftskommunikation im Sinne von Eigen-PR nicht das informierte Vertrauen der Bürger*innen verspielen. Auch hier hält die aktuelle Wissenschaftskommunikation in Zeiten der Corona-Pandemie wichtige Lektionen bereit, die unbedingt näher erforscht werden sollten.

Zitierte Literatur

- [1] Stollorz, V. (2019) „Wir lieben Aufklärung: Wie das Science Media Center Germany Journalisten wissenschaftliche Expertise für öffentliche Debatten bereitstellt“:
https://link.springer.com/chapter/10.1007/978-3-662-59466-7_1
- [2] Bromme, R (2020) Verständlichkeit ist gut, aber es geht um informiertes Vertrauen:
<https://www.wissenschaftskommunikation.de/?s=bromme>
- [3] Rossmann, ED. (2020) Wissenschaftskommunikation nach der Krise - eine politische Einschätzung: <https://www.fes.de/themenportal-bildung-arbeit-digitalisierung/artikelseite/wissenschaftskommunikation-nach-der-krise-eine-politische-einschaetzung>
- [4] Antrag der Fraktionen der CDU/CSU und SPD (2019) Wissenschaftskommunikation stärken – Strukturen sichern, neue Möglichkeiten schaffen: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/19/160/1916044.pdf>
- [5] Zotta, F (2018): (K)eine Grabrede Oder: Über die Krise des Journalismus und warum wir Auswege suchen müssen: <https://www.metamagazin.org/2018/06/15/keine-grabrede-oder-ueber-die-krise-des-journalismus-und-warum-wir-auswege-suchen-muessen/>
- [6] Zotta, F (2018) Das fahle Licht am Ende des Endlostunnels: <https://www.metamagazin.org/2019/05/22/das-fahle-licht-am-ende-des-endlostunnels/>
- [7] Rosen J (2020) The plan is to have no plan: <https://pressthink.org>
- [8] Könneker C (2019) Wissenschaftskommunikation und Social Media: Neue Akteure, Polarisierung und Vertrauen:
https://link.springer.com/chapter/10.1007%2F978-3-662-59466-7_3
- [9] Keegan, A (2018) Why We Have Bad News: The Disintermediation of the Media: <https://blog.usejournal.com/why-we-have-bad-news-the-disintermediation-of-the-media-66bcdb331614>
- [10] Lobigs, F, Neuberger, C (2018) Meinungsmacht im Internet und die Digitalstrategien von Medienunternehmen: <https://www.kjm-online.de/service/pressemitteilungen/meldung/news/plattform-revolution-und-neuverteilung-von-meinungsmacht-im-internet-kek-stellt-gutachten-zu-dig/>

[11] Science Media Center Germany Webseite: www.sciencemediacenter.de

[12] Zotta, F (2019) Ausweg Stiftung – ein Debattenbeitrag: <https://www.metamagazin.org/2019/01/29/ausweg-stiftung-fuer-wissenschaftsjournalismus-ein-debattenbeitrag/>

Stellungnahme von Dr. Stefan Brandt, Direktor des Futuriums

anlässlich des öffentlichen Fachgesprächs zum Thema
„Wissenschaftskommunikation“ im Ausschuss für Bildung, Forschung und
Technikfolgenabschätzung

am 27.05.2020, 09:30 Uhr, im Marie Elisabeth-Lüders-Haus (Raum 3101)

zum Antrag der Fraktionen der CDU/CSU und SPD „Wissenschaftskommunikation
stärken – Strukturen sichern, neue Möglichkeiten schaffen“ auf BT-Drucksache
19/16044 und dem Antrag der Fraktion der FDP „Echte
Wissenschaftskommunikation – Glaubwürdig und beteiligungsstark“ auf BT-
Drucksache 19/17517

Deutscher Bundestag Ausschuss f. Bildung, Forschung u. Technikfolgenabschätzung Ausschussdrucksache 19(18)192e 25.05.2020

„Das generelle Vertrauen in Wissenschaft und Forschung ist vor dem Hintergrund der Corona-Pandemie deutlich gestiegen. Fast drei Viertel der Befragten geben an, eher oder voll und ganz in Wissenschaft und Forschung zu vertrauen. In den vergangenen Jahre[n] erklärte dies rund die Hälfte der Befragten.“ Zu diesem Ergebnis kommt eine repräsentative Umfrage für das *Wissenschaftsbarometer Corona Spezial* von Mitte April 2020.¹ In eine ähnliche Richtung weisen die Ergebnisse einer Forsa-Umfrage von Ende April für den *DBU-Monitor: Corona-Folgen*: hier sprechen sich neun von zehn Bürgern dafür aus, „künftig – wie in der aktuellen Krise – verstärkt Meinungen und Analysen der Wissenschaft in politische Entscheidungsprozesse miteinzubeziehen“.²

Die Wissenschaft befindet sich derzeit offenbar in einem Vertrauenshoch. Heißt das, dass es in puncto Wissenschaftskommunikation gar nicht mehr so viel auszubauen und zu verbessern gibt, wie wir noch vor drei Monaten annahmen?

So einfach ist es natürlich nicht. Die Ausnahmesituation Corona hat zu teilweise extremen Ausschlägen gerade in jenen Umfragen geführt, in denen es um Vertrauen – in Persönlichkeiten, Institutionen oder ganze gesellschaftliche Bereiche – ging. Das gestiegene Vertrauen in die Wissenschaft ordnet sich in dieses Gesamtbild ein. Ob es sich tatsächlich um eine dauerhaft gestärkte Vertrauensbasis handelt, muss sich erst noch erweisen. Dennoch lässt sich vorsichtig festhalten, dass die Wissenschaftskommunikation in den letzten Monaten einen Schritt nach vorn gemacht hat. Erstmals überhaupt in der jüngeren Geschichte traten Wissenschaftler*innen in derart umfassender Weise in das Rampenlicht der Öffentlichkeit; sie beraten politische Entscheidungsträger*innen und vermitteln ihre Erkenntnisse zugleich an ein breites Publikum. Der vielfach als Positivbeispiel zitierte und bereits mit Preisen ausgezeichnete NDR-Podcast von Christian Drosten erzielte allein bis zum 20. April mehr als 30 Millionen Abrufe³ und stieß damit in Dimensionen vor, die für

¹ <https://www.wissenschaft-im-dialog.de/projekte/wissenschaftsbarometer/wissenschaftsbarometer-corona-spezial/>, letzter Zugriff: 24.05.2020.

² <https://www.dbu.de/coronafolgen>, letzter Zugriff: 24.05.2020.

³ <https://www.medienpolitik.net/2020/04/wir-gehen-auch-neue-wege/>, letzter Zugriff: 24.05.2020.

Wissenschaftskommunikation bislang als kaum erreichbar galten. Aber auch andere Forscher*innen sind regelmäßig in den Medien präsent.⁴

Auffällig ist freilich, dass es sich überwiegend um Virolog*innen handelt und dass andere Disziplinen wie zum Beispiel die Soziologie oder die Psychologie zwar ebenfalls in den Medien vorkommen, aber doch deutlich im Windschatten der wissenschaftlichen Disziplin stehen, die augenscheinlich am meisten zur Erklärung der aktuellen Krise und zu ihrer Eindämmung beitragen kann. Die vermeintliche Dominanz der Virologie im öffentlichen Meinungsbild wurde medial durchaus auch kritisch betrachtet (z.B. Artikel „Plötzlich regieren uns Virologen“, Manfred Dworschak, Spiegel Online vom 23.03.2020⁵). Dies macht zugleich den schmalen Grat deutlich, auf dem eine aktiv kommunizierende Wissenschaft wandelt. Denn, dass Wissenschaftler*innen ein Millionen-Publikum erreichen und (naturgemäß zumeist vorläufige) Erkenntnisse vermitteln, bedeutet noch nicht, dass damit bereits ein grundlegendes Verständnis für wissenschaftliche Methoden und Herangehensweisen geschaffen ist. Das Risiko besteht vielmehr darin, dass bei einer medialen Gleichsetzung dieser vorläufigen Erkenntnisse mit „Wahrheiten“ massive Verwirrungen oder Enttäuschungen ausgelöst werden können, wenn die Aussagen, wie in der Wissenschaft üblich, aufgrund neuer Analyseergebnisse revidiert werden müssen. Karl Poppers Diktum, dass die Wissenschaftlichkeit einer Theorie nur durch ihre Falsifizierbarkeit gegeben ist,⁶ hat in diesem Sinne nichts an Aktualität verloren, gerät im öffentlichen Diskurs aber derzeit in den Hintergrund.

Somit bleibt trotz der Fortschritte während der Corona-Krise noch viel zu tun, um Wissenschaft als Methode einer forschungsbasierten Auseinandersetzung mit komplexen Sachverhalten zu vermitteln, deren Ergebnisse einem kritischen Diskurs grundsätzlich offenstehen und durch diesen weiterentwickelt werden. Guter Wissenschaft geht es eben nicht nur um „richtig“ oder „falsch“. Es geht ihr um Wahrhaftigkeit in einer durch Neugier angetriebenen Suche, die nie an ein Ende kommt. Es geht ihr um Transparenz hinsichtlich ihrer eigenen Voraussetzungen und Datengrundlagen. Es geht ihr um Offenheit für Kritik und Alternativvorschläge. Das alles unterscheidet Wissenschaft von Ideologie.

Dieses „demokratische Potenzial“ von Wissenschaft sichtbar und für die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit den großen Zukunftsherausforderungen auch jenseits von Corona fruchtbar zu machen, ist aus meiner Sicht eine zentrale Aufgabe der kommenden Jahre. Die Maßnahmen zur weiteren Stärkung der Wissenschaftskommunikation sollten dieses Ziel mit Nachdruck berücksichtigen. Wenn Wissenschaft in diesem Sinne als Prinzip, ja sogar als Haltung vermittelt wird, kann sie ihre Glaubwürdigkeit in den öffentlichen Debatten bewahren und sogar noch weiter steigern. Mehr noch: Gegen den anschwellenden Strom von Fake News und Verschwörungstheorien stellt eine sich sowohl ihrer Chancen als

⁴ So gestaltet der Virologe Alexander S. Kekulé unter dem Titel *Kekulé's Corona-Kompass* ein tägliches Podcast-Format beim MDR (<https://www.mdr.de/nachrichten/podcast/kekule-corona/index.html>), letzter Zugriff: 24.05.2020).

⁵ <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/corona-krise-wie-virologen-ploetzlich-zu-einer-nebenregierung-werden-a-00000000-0002-0001-0000-000170114611>, letzter Zugriff: 24.05.2020.

⁶ Siehe hierzu unter anderem Karl Popper, *Logik der Forschung*, Wien 1935, S. 18: „[...] so kann es in der Wissenschaft keine ‚absolut letzten‘ Sätze geben, d. h. keine Sätze, die ihrerseits nicht mehr nachgeprüft und durch Falsifikation ihrer Folgesätze falsifiziert werden können“.

auch Grenzen bewusste und diese offen kommunizierende Wissenschaft das stabilste Bollwerk dar.

Vor diesem Hintergrund erscheint es auch geboten, die unterschiedlichen Facetten und Stoßrichtungen innerhalb des großen „Kosmos“ der Wissenschaftskommunikation schärfer voneinander abzugrenzen: So ist beispielsweise die (unbestritten wichtige) Wissenschafts-PR für und von Forschungseinrichtungen nicht deckungsgleich mit der Vermittlung wissenschaftlicher Herangehensweisen, die neben den Erfolgen und Potenzialen auch ebenso offen Defizite, Irrtümer oder schlicht das Noch-Nicht-Wissen thematisiert. Gerade dieser möglichst unverstellte „Blick in die Werkstatt“ ist es aber, der dem Charakter von Wissenschaft am besten gerecht wird und im besonderen Maße gefördert werden sollte. Eine zentrale Rolle muss hierbei ein starker und unabhängiger Wissenschaftsjournalismus spielen, dessen Arbeitsbedingungen durch die bekannten Umwälzungen in den Medien in den letzten Jahren freilich deutlich erschwert wurden. Es sollte deshalb ergebnisoffen geprüft werden, wie der **Wissenschaftsjournalismus** unter strikter Wahrung seiner inhaltlichen Unabhängigkeit auch **finanziell gefördert** werden kann, um das Wegbrechen einer für die Zukunft der Wissenschaftskommunikation essenziellen Säule zu verhindern.⁷

Vor dem Hintergrund der skizzierten Handlungsbedarfe hat sich das Futurium als im September 2019 neu eröffnetes „Haus der Zukünfte“ im Zentrum Berlins eine offene Wissenschaftskommunikation auf die Fahnen geschrieben. Im Futurium stellen wir die Frage: „Wie wollen wir leben?“ im Hinblick auf große gesellschaftliche Herausforderungen: die Digitalisierung ebenso wie die Umstellung auf ein nachhaltigeres Wirtschaftsmodell oder den Kampf gegen den Klimawandel. Wir zeigen wissenschaftsbasiert Zukunftsoptionen – „Zukünfte“ – auf und regen an, sich mit ihnen kritisch auseinanderzusetzen und gemeinsam nach Lösungen zu suchen. Dabei machen wir auch deutlich, wo sich Forschungsansätze widersprechen oder es noch Erkenntnislücken gibt. Wissenschaftskommunikation findet am Futurium auf verschiedenen Ebenen statt, analog ebenso wie digital:

- In der Ausstellung werden Zukunftsentwürfe in den drei Denkräumen „Natur“, „Mensch“ und „Technik“ anschaulich und erfahrbar gemacht. In die Konzeption der Ausstellung waren über 100 Wissenschaftler*innen unterschiedlichster Disziplinen involviert. Das Prinzip der „Liquidität“ stellt sicher, dass sich die Ausstellung kontinuierlich weiterentwickelt. So werden wir 2021 ein größeres „Update“ vornehmen, das Zukünfte der Mobilität verstärkt in den Blick nimmt und dabei auch Erfahrungen aus der Corona-Krise berücksichtigen wird. Die Inhalte der Ausstellung sind über die Homepage auch digital zugänglich und werden zusätzlich durch Online-Führungen und Social-Media-Formate an das Publikum vermittelt.
- Im Forum werden aktuelle Positionen zu Zukunftsthemen kontrovers diskutiert. Dies geschieht in einer Vielzahl von Formaten, die von

⁷ Vorschläge enthält z.B. Franco Zotta, „Ausweg Stiftung? Ein Debattenbeitrag“ im Meta-Magazin vom 29.01.2019 (<https://www.meta-magazin.org/2019/01/29/ausweg-stiftung-fuer-wissenschaftsjournalismus-ein-debattenbeitrag/>, letzter Zugriff: 24.05.2020).

wissenschaftlichen Podiumsdiskussionen mit internationalen Expert*innen bis zum niedrigschwelligen „Kneipenquiz“ reichen. Grundlegendes Prinzip für das Forum-Programm ist die Interdisziplinarität. Dies betrifft einerseits den Austausch der Wissenschaftler*innen verschiedener Fachbereiche untereinander und andererseits die Vernetzung der Wissenschaft mit Politik, Wirtschaft, Kultur und vor allem Zivilgesellschaft. Während der Corona-bedingten Einstellung des Veranstaltungsbetriebs wurden viele Programme ins Digitale „übersetzt“ und zusätzlich durch neue Formate ergänzt.

- Das Futurium Lab lädt zur experimentellen Entwicklung eigener Ideen und zur Erprobung neuer Technologien ein. Neben einem Fab Lab mit zeitgemäßer Technik wie 3D-Druckern oder Lasercuttern gibt es einen Showcase mit Mitmach-Exponaten, die teilweise als Citizen-Science-Projekte gemeinsam von Forscher*innen und Besucher*innen weiterentwickelt werden.⁸ Herzstück des Futurium Lab ist das Bildungsprogramm, das neben Workshops für verschiedene Altersgruppen auch Bildungsmaterialien für den Schulunterricht umfasst. Diese „Zukunftsboxen“ zu verschiedenen Themengebieten können in gedruckter Form erworben werden und stehen auf der Futurium-Website auch zum kostenlosen Download bereit.⁹ Sie sind unter einer Open-Source-Lizenz veröffentlicht und können so z.B. von Lehrer*innen an die jeweiligen Bedürfnisse angepasst werden. Beschleunigt durch die Corona-Krise erfolgt derzeit der Ausbau des digitalen Bildungsprogramms mit dem Ziel eines „Bildungs-Hubs“, in dem Online-Formate vom Video-Tutorial bis zum interaktiven Live-Workshop gebündelt zugänglich sein sollen.

Es ist Ziel des Futuriums, Inhalte aus Wissenschaft und Forschung lebensnah und verständlich zu kommunizieren. Auf diese Weise wollen wir einen Beitrag zur Stärkung der „Futures Literacy“ unseres Publikums leisten. Wir sind überzeugt, dass die Auseinandersetzung mit Zukunftsfragen neben einer wissenschaftlichen Fundierung in besonderer Weise der Phantasie bedarf – ganz im Sinne der Worte Albert Einsteins von 1929: „I am enough of the artist to draw freely upon my imagination. Imagination is more important than knowledge. Knowledge is limited. Imagination encircles the world“.¹⁰ Am Futurium verknüpfen wir deshalb in einigen Programmen auch wissenschaftliche und künstlerische Ansätze, um „immersive“ Erfahrungen für das Publikum zu schaffen. Auf diese Weise besteht die Chance, dass Inhalte nicht nur kognitiv nachvollzogen, sondern auch emotional „mitemlebt“ werden und damit nachhaltiger bei den Besucher*innen nachwirken können.

In den rund sechs Monaten von der Eröffnung bis zur vorübergehenden Corona-bedingten Schließung des Futuriums Mitte März 2020 wurden über 500.000 Besucher*innen gezählt. Dazu trug auch bei, dass der Eintritt in das Futurium zunächst bis Ende 2022 kostenfrei ist. Mitte Mai 2020 wurden zunächst Teilbereiche des Hauses unter strengen Hygienevorkehrungen wieder für den

⁸ Ein Beispiel ist das von einem Team der Universität Münster entwickelte und im Futurium Lab präsentierte Citizen-Science-Projekt „Sense Box“, das sich mit der Messung von Klimawerten durch Bürger*innen befasst (<https://futurium.de/de/sense-box>, letzter Zugriff: 24.05.2020).

⁹ <https://futurium.de/de/bildung-und-vermittlung/zukunftsbox>, letzter Zugriff: 24.05.2020.

¹⁰ Interview mit Albert Einstein in der „Saturday Evening Post“ vom 26.10.1929, <http://www.saturdayeveningpost.com/wp-content/uploads/satevepost/einstein.pdf>, S. 117, letzter Zugriff: 24.05.2020.

Publikumsbetrieb geöffnet, weitere Schritte sollen je nach Verlauf des Pandemiegeschehens folgen. Ungeachtet der aktuellen Einschränkungen sind wir davon überzeugt, dass das Futurium auch weiterhin eine wichtige Anlaufstelle für alle Menschen sein wird, die sich mit Zukunftsthemen auseinandersetzen wollen. Nach Überwindung der Corona-Krise stellt sich die für die Arbeit des Hauses grundlegende Frage „Wie wollen wir leben?“ in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen mit noch größerer Dringlichkeit.

Aus den Erfahrungen der Hochlauf- und Eröffnungsphase des Futuriums lassen sich einige Schlussfolgerungen für den weiteren Ausbau und die Stärkung der Wissenschaftskommunikation ziehen. Naturgemäß beziehen sich diese Vorschläge auf den Kontext von Publikumsinstitutionen, in denen die Vermittlung von wissenschaftlichen Inhalten stattfindet. Sie sind in diesem Sinne als Ergänzungen zu den grundsätzlich begrüßenswerten Überlegungen der Anträge von CDU/CSU/SPD und FPD zu verstehen, deren Hauptfokus der Wissenschaftsbetrieb ist.

1. Die bislang positive Resonanz auf das Futurium sollte Mut machen, sich nicht mit dem Erreichten zufrieden zu geben, sondern eine **Vorwärtsstrategie** im Bereich der **Publikumsinstitutionen für Wissenschaftskommunikation** zu verfolgen. Es geht hier bei weitem nicht nur darum, die „Startkonfiguration“ des Futuriums auszubauen – beispielsweise durch mobile Formate, mit denen die Inhalte in die Fläche gebracht werden können, durch eine Erweiterung der stark nachgefragten Workshop-Kapazitäten oder durch ein „Upgrade“ der digitalen Plattform. Durch ein mit den Bundesländern abgestimmtes Förderprogramm könnten vielmehr auch bereits etablierte Wissenschaftsmuseen wie z.B. Technik- oder Naturkundemuseen deutschlandweit dabei unterstützt werden, zu modernen Zentren der Wissenschaftskommunikation über Zukunftsfragen zu werden. Eine besondere Rolle sollte hierbei die **Partizipation** von Bürger*innen bei der Auswahl und Erarbeitung der Inhalte spielen. Eine solche Wissenschaftskommunikation folgt nicht mehr einem traditionellen „Sender-Empfänger“-Muster, sondern ist dialogisch ausgerichtet. In internationalen Netzwerken von zukunftsorientierten Publikumshäusern wie z.B. der 2019 in Amsterdam gegründeten Plattform „Futures-Oriented Museum Synergies“ (FORMS)¹¹ wird derzeit intensiv darüber diskutiert, wie Museen ihre gesellschaftliche Wirksamkeit als Orte der Wissenschaftskommunikation erhöhen können. In Deutschland ist diese Transformation in verschiedenen Institutionen bereits im Gange, etwa beim Berliner Museum für Naturkunde, das in den kommenden Jahren in Kooperation mit der Humboldt-Universität und mit umfangreicher finanzieller Unterstützung des Bundes und des Landes Berlin zu einem neuartigen Wissenschaftscampus für Natur und Gesellschaft ausgebaut werden soll.¹² Freilich gibt es in Deutschland mehrere hundert

¹¹ <https://dutchculture.nl/en/news/global-network-future-oriented-museums-converge-amsterdam-future-stake>, letzter Zugriff: 24.05.2020.

¹² <https://www.hu-berlin.de/de/beschaefigte/humboldt/campus/campus/eine-schnittstelle-zwischen-museum-forschung-und-gesellschaft>, letzter Zugriff: 24.05.2020.

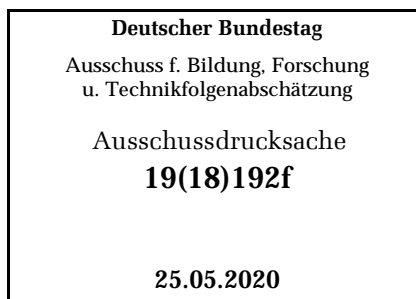
größere und kleinere Technikmuseen¹³, die weiterentwickelt werden könnten. Hier liegt ein Potenzial, das bislang noch nicht ansatzweise gehoben wurde.

2. Wie die Corona-Krise zeigt, reicht es auf die Dauer nicht aus, wenn nur Inhalte *einer* wissenschaftlichen Disziplin kommuniziert werden. Gerade bei gesamtgesellschaftlichen Herausforderungen wie Covid-19 oder dem Klimawandel kommt es auf **interdisziplinäre Wissenschaftskommunikation** an. Wie stellen sich Handlungsoptionen für ein Problem dar, wenn es aus dem Blickwinkel verschiedener Wissenschaftsdisziplinen betrachtet wird? Wie kann abgewogen, wie kann priorisiert werden? Welche Reibungspunkte gibt es? Beim Auflegen neuer Förderungsschienen für Wissenschaftskommunikation im Forschungsbetrieb sollte deshalb der Aspekt der Interdisziplinarität besonderes Gewicht erhalten. Publikumshäuser wie das Futurium und viele andere Einrichtungen können hier wiederum als Praxispartner und „Testlabor“ für neue Ansätze fungieren, um sie im Zusammenspiel mit den Besucher*innen zu erproben.
3. Schließlich darf die Wissenschaftskommunikation nicht an den Grenzen des Wissenschaftsbetriebs Halt machen. Die Erfahrungen mit immersiven Formaten an der Schnittstelle von Wissenschaft und Kunst zeigen, dass es eine Vielzahl von Möglichkeiten gibt, wissenschaftliche Themen phantasievoll zu vermitteln. Auch international tut sich auf diesem Feld einiges, wie unter anderem das Beispiel des futuristischen ArtScience Museums in Singapur zeigt, das wissenschaftliche und künstlerische Ansätze zusammenbringen will.¹⁴ Derartige **spartenübergreifende Ansätze** könnten künftig z.B. durch gemeinsame Programme von BMBF und BKM gezielt gefördert werden. Hier ist durchaus Mut zum Risiko gefragt, um die derzeit in vielen Lebensbereichen eingeforderten „Sprunginnovationen“ gerade auch im Feld der Wissenschaftskommunikation anzuregen.

Es gilt nun, den Aufschwung der Wissenschaftskommunikation im Zuge der Corona-Pandemie als Ausgangspunkt für eine nachhaltige Weiterentwicklung zu nutzen. Insbesondere wird es darum gehen, das „Prinzip Wissenschaft“ und damit verbundene Werte wie Transparenz, Nachprüfbarkeit sowie Diskurs- und Kritikfähigkeit noch umfassender in die Öffentlichkeit zu vermitteln. Die Voraussetzungen dafür sind günstig, wünschen sich doch derzeit viele Menschen eine stärkere Rolle der Wissenschaft als Ratgeberin für Politik und Gesellschaft bei der Bewältigung der großen Zukunftsherausforderungen. Wenn es gelingt, interdisziplinäre und phantasievolle Ansätze mutig auf den Weg zu bringen, kann die gegenwärtige Krisenzeit zum Impuls für eine neue Qualität in der Wissenschaftskommunikation werden.

¹³ Eine Übersicht bietet <https://technikmuseen-deutschland.de/>, letzter Zugriff: 24.05.2020.

¹⁴ <https://www.marinabaysands.com/museum.html>, letzter Zugriff: 24.05.2020.



NABU-Bundesgeschäftsstelle · Charitéstraße 3 · 10117 Berlin

Ausschuss für Bildung, Forschung und
Technikfolgenabschätzung

Deutscher Bundestag
Platz der Republik 1
11011 Berlin

Bundesgeschäftsstelle

Dr. Steffi Ober
Teamleiterin Ökonomie und
Forschungspolitik / Zivilgesellschaftliche
Plattform Forschungswende

Tel. +49 30-284984-1612
Steffi.Ober@NABU.de

Berlin, 24. Mai 2020

Wissenschaftskommunikation – wichtiger denn je

Die vergangenen Wochen und Monate haben viele Menschen damit konfrontiert, dass Wissenschaft ihr Leben beeinflusst. Das neue Virus, Sars-CoV-2, zeigt uns alle im Brennglas, wie Wissenschaft funktioniert: sie geht analytisch vor, sammelt und bewertet Daten und formuliert vorläufige Erkenntnisse unter Unsicherheit. Je mehr wir wissen, je mehr Erfahrungen wir mit dem Virus sammeln, umso besser können wir einerseits das Wissen absichern. Und umso mehr sehen wir, was wir noch nicht verstehen. Das macht es für viele Menschen so schwierig - sie bekommen in unsicheren Zeiten keine einfachen Antworten, sondern komplexe Zusammenhänge unter dem Menetekel der Vorläufigkeit. Wissenschaftler haben Hochkonjunktur in Talk Shows und Blogs. Doch statt der erhofften Eindeutigkeit gibt es auch hier Widersprüchliches und Vorläufiges zu hören. Verängstigung und Rückzug sind die Folge – und zunehmend auch Widerspruch und offener Protest. Wie können Wissenschaft, Politik und Gesellschaft hier noch besser zur gemeinsamen Bewältigung der Krise beitragen?

Zum einen: Aufbau einer aktiven Zivilgesellschaft. Einer Zivilgesellschaft, die eingebunden ist in Citizen Science und Reallabor- Projekte. Eine Zivilgesellschaft, die vertraut ist mit der Arbeitsweise der Wissenschaft, die sich geübt hat in der Bewältigung von Komplexität, Unsicherheit und Risiko. Vereine und Verbände, klassische Intermediäre dienen hier als aktive Vermittler der notwendigen Kompetenzen und Übersetzungsarbeit. Dies ermöglicht langfristig eine aktive Solidarität statt Verängstigung und Rückzug: Was bedeutet das? Die Menschen vor Ort, in lokalen und regionalen Kontexten verstehen sich als Reallabor und definieren gemeinsam mit der Wissenschaft die Bedingungen, um das Virus zu kontrollieren. Wer darf wann in die Kita, die Schule oder ins Museum? Wie kontrollieren wir die Zu- und Abgänge ins Theater und Kino? Oder wie organisieren wir das Schwimmbad im Sommer? Oftmals sind die BürgerInnen und Familien viel kreativer und technisch versierter, als ihnen zugetraut wird. Und sie könnten so vor Ort lernen, Vorläufiges zu probieren, zu revidieren und bestmöglich abzuwägen. Das wäre gelebte Wissenschaftskommunikation und Partizipation.

NABU – Naturschutzbund Deutschland e.V.

Charitéstraße 3
10117 Berlin
Telefon +49 (0)30.28 49 84-0
Fax +49 (0)30.28 49 84-20 00
NABU@NABU.de
www.NABU.de

Geschäftskonto

Bank für Sozialwirtschaft
IBAN DE06 3702 0500 0008 0518 00
BIC BFSWDE33XXX
USt-IdNr. DE 155765809

Spendenkonto

Bank für Sozialwirtschaft
IBAN DE65 3702 0500 0008 0518 05
BIC BFSWDE33XXX

Der NABU ist ein staatlich anerkannter Naturschutzverband (nach § 63 BNatSchG) und Partner von Birdlife International. Spenden und Beiträge sind steuerlich absetzbar. Erbschaften und Vermächnisse an den NABU sind steuerbefreit.

Zum anderen: Die Corona Krise als Chance nutzen: um zu erfahren, wie Wissenschaft, Politik und Gesellschaft Hand in Hand arbeiten, um ein Problem zu lösen. Dies ist uns vorerst ganz gut gelungen. Wir sollten diese Erfahrung nutzen, um zu erkennen, dass wir den Menschen, uns als Gesellschaft, viel mehr zutrauen können an einschneidenden Maßnahmen, um den Klimawandel zu stoppen und die Biodiversität nicht ganz zu verlieren. Die Wissenschaft kann uns Optionen und Wege aufzeigen – gehen müssen wir sie gemeinsam, vorläufig, stolpernd, irrend. Aber genau das ist der Modus der Wissenschaft.

Wissenschaftskommunikation sollte nicht länger entweder wissenschaftliche Publikationen für das Fachpublikum oder Hochglanzbroschüren für die Allgemeinheit präsentieren, sondern die Menschen mitnehmen in ihrem Prozess des Fragens und Forschens. Das gelingt z.B. Prof. Drosten in seinem Blog zu Corona hervorragend, in dem er Fragen stellt, Daten und Publikationen einordnet und bewertet und Irrtümer und Bewertungsänderungen nachvollziehbar werden lässt. Für den Klimawandel müsste sich ein solches Format noch etablieren, doch die äußeren Anlässe wie Dürren und Überschwemmungen nehmen auch hier zu.

Wissenschaftskommunikation wird dann relevant, wenn sie Menschen vor Ort in ihren konkreten Zusammenhängen einbindet. Dies kann über Szenarien- und Zukunftswerkshops vor Ort passieren, in denen sie erleben können, wie der Klimawandel sich in ihrer Region auswirken wird und was sie dagegen tun können. Oder durch gezielte Kommunikation der Intermediäre, der Verbände und Vereine, die Themen mit ihren Interessen zusammenbringen. So erreicht die Arbeiterwohlfahrt in ihrer Kommunikation zur Energiewende gewiss andere Kreise als die üblichen Umweltverbände.

Zusammenfassend geht die Aufforderung an die Politik, gesellschaftlich robuste Wissenschaftskommunikation im lebendigen Austausch mit der Gesellschaft nahe an ihren Fragen und Bedarfen zu etablieren und zu fördern. Dies muss mit ausreichend Ressourcen für Wissenschaft, Intermediäre und Formate (wie Reallabore) hinterlegt werden.

Status quo Wissenschaft und Partizipation

Im Folgenden werde ich unsere Position zu den aktuellen Politikstrategien der Bundesregierung hinsichtlich Partizipation und Kommunikation erläutern.

Der Koalitionsvertrag 2018 stellt sowohl die Wissenschaftskommunikation als auch neue Beteiligungsformen unter Einbeziehung der Zivilgesellschaft in Aussicht.

„Wir wollen den Dialog von Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Gesellschaft intensivieren, neue Beteiligungsformen unter Einbeziehung der Zivilgesellschaft erproben und die Wissenschaftskommunikation stärken.“ (ab Zeile 1485)

Herausgekommen ist ein breiter Strauß an Themenfeldern von Wissenschaftskommunikation im eigentlichen Sinn bis hin zu Partizipation mit Citizen Science. Doch nach einer grundlegenden methodischen Weiterentwicklung von Ansätzen einer Transdisziplinäre Wissenschaft oder Reallaboren sucht man bislang

vergebens. Stattdessen wurde in den Haushaltsberatungen für 2020 in einer Nacht und Nebelaktion ausgerechnet die Finanzierung der Reallabore zur Energiewende im BMWI drastisch gekürzt. Wie soll so der Auftrag des Koalitionsvertrages erfüllt werden, wie über Partizipation ein „*wachsendes Verständnis für Notwendigkeiten im Forschungsprozess, die wissenschaftliche Einordnung von Reichweite und Unsicherheit von Forschungsergebnissen sowie letztlich auch eine Steigerung der Akzeptanz von neuen Erkenntnissen*“ zu fördern, wenn entscheidende Pfeiler gekürzt werden? Gewiss nicht über Frontalbelehrung, wie es sich in der Bildsprache des BMBF zur Hightech-Strategie darstellt, die einen männlichen Wissenschaftler erklärend und dozierend vor Publikum zeigt.



Abb.1. Darstellung der Partizipation und Kommunikation in der Hightech-Strategie 2025¹

Wie kann gesellschaftlich robuste Wissenschaftskommunikation gelingen? Anforderungen an eine transdisziplinäre Wissenschaft und Partizipation

Es bedarf eines Umdenkens im Umgang von Wissenschaft und Gesellschaft. Das dominante Narrativ für Innovation und Forschung lautet nach wie vor, dass sich allein mit Innovation und Technik die großen Probleme wie der Klimawandel oder Übernutzung der Rohstoffe und natürlichen Senken lösen lasse. Ein systemischer Blick und eine ergebnisoffene Lösungssuche, wie eine demokratische Transformation einer Industriegesellschaft sozial ausgewogen und in den planetaren Grenzen gelingen kann, fehlt in einer dominanten Strategie, die konsequent auf Wachstum und Standortsicherung fixiert ist. In einer Welt, die von einem hohen Maß an Komplexität, Unsicherheit und Mehrdeutigkeit geprägt ist, reicht Agenda-Setting und Politikberatung wie sie sich in der Hightech-Strategie und der Besetzung des

¹ <https://www.hightech-strategie.de/de/kommunikation-und-partizipation-1710.html>

Hightech-Forums widerspiegelt, nicht mehr aus.² Wirkung lässt sich nur mit einer adäquaten und gesellschaftlich robusten ressortübergreifenden Forschungsstrategie und dem Einbezug der Gesellschaft erzielen. Nur so können Wissenschaft und Praxis gemeinsam sozial robuste Lösungen erarbeiten, die sich dann in gesellschaftlichen Innovationsprozessen niederschlagen. Wissenschaftskommunikation ist nicht etwas, was am Schluss auf die Forschung folgt, vielmehr ist sie in transdisziplinären Prozessen Teil des gesamten Projektverlaufes, da immer wieder der Austausch mit den Betroffenen und Praxispartner erfolgt. Folgendes bedarf es dazu:

- Wissenschaftliche Beratergremien wie das Hightech-Forum oder der Bioökonomie-Rat werden transdisziplinär besetzt. Ein Hightech-Forum, das sich nur aus Wissenschaft und Wirtschaft speist, lässt relevante Wissensressourcen ungenutzt und läuft Gefahr, Werte- und Interessenskonflikte nicht oder zu spät zu erfassen
- Ob Wissenschaft und Forschung Wirkung erzielt, hängt stark davon ab, ob sie mit einem gesellschaftlich geteilten Problemverständnis startet und sich daraus das notwendige Engagement für die Umsetzung ergibt.
- Das Innovationsverständnis muss über lineare Einzellösungen hinaus gehen, systemisch kulturelle, ökonomische, soziale und technologische Ansätze integrieren.
- Innovation und Zukunfts-Vorsorge gehören für eine Nachhaltige Entwicklung zusammen und müssen gemeinsam weiterentwickelt werden. Ökologische und soziale Grenzen sind nicht nur Herausforderungen sondern auch Inspiration für relevante Forschungsansätze und das Denken in Alternativen.
- Die Umsetzung der aktuellen Hightech-Strategie, insbesondere der partizipativen Vorhaben, bedarf transparenter Prozesse und Strukturen. Die Ergebnisse partizipativer Prozesse müssen in den politischen Prozess wieder einfließen. Partizipation ohne Auswirkung auf Forschungsagenden und -Umsetzung macht keinen Sinn.
- Der Dialog mit der Gesellschaft erfolgt systematisch. Bisher geschieht dies höchstens punktuell und konsultativ. Echte Deliberation kann in diesem Setting nicht erfolgen, weil Ressourcen und Machtoptionen ungleich verteilt sind und verteilt bleiben. Es braucht das Empowerment von Zivilgesellschaft: als Forschende und Diskurspartner.

Notwendig erscheinen an dieser Stelle grundlegende Begriffsklärungen: **Partizipation** ist ein sehr unbestimmter Begriff, der von einer klassischen linearen Wissensvermittlung über Konsultation bis hin zu einer Beteiligung reicht, die wiederum Impact auf den Verlauf der Wissenschaft und Forschung nimmt. Die Bundesregierung verordnet eine solch weitreichende Beteiligung im Feld der Bürgerwissenschaften, bei Citizen Science: „sie erhöht die Partizipation, sie aktiviert

² Zur Notwendigkeit von neuen Formen der Politikberatung das Gutachten der Europäischen Akademien der Wissenschaften: SAPEA (2019): *Making Sense of Science*. White Paper for the European Community and the Science Advise Mechanisms (SAM). Brüssel 2019.

das Potenzial der Datenerhebung und sie dient sogar als „kritisch konstruktive Beteiligung bei Konzeption und Design von Forschungsstudien“³. Dass sich Citizen Science in Konzeption und Design von Forschung beteiligt, ist allerdings auf den einschlägigen Portalen wie Bürger schaffen Wissen oder Gewiss nicht zu finden. Mit gutem Grund - denn eine kritisch konstruktive Beteiligung bei Konzeption und Design von Forschungsanträgen braucht, Zeit, Räume, Kontakte, Ressourcen. Und Formate, um einen solchen Prozess zu gestalten wie einen Transdisziplinären Ansatz, der von Wissenschaft und Praxis konsequent vom Projektantrag bis zur Projektkommunikation gemeinsam entwickelt wird.

Transdisziplinäre Forschung eignet sich „für komplexe Nachhaltigkeitsprobleme wie Klimawandel, Ressourcenknappheiten oder Biodiversitätsverlust. Diese „ill defined“ problems“, gekennzeichnet durch Komplexität (vgl. Scholz & Tietje 2002, 26) können oft auch nur sehr ungenügend umfassend beschrieben werden. Daher stoßen disziplinäre Analysen oft an ihre Grenzen. „Transdisziplinarität wird deshalb als notwendige Voraussetzung gesehen, reale Probleme effektiv angehen zu können. Transdisziplinäre Forschungsmethoden unterscheiden sich von disziplinären Methoden und werden auch von multi- und interdisziplinären Ansätzen unterschieden. Sie stellen nicht eine additive Zusammenführung disziplinärer Herangehensweisen dar, sondern eine methodische Eigenentwicklung für den Umgang mit unklar umrissenen, sich dynamisch verändernden und systemisch vernetzten Problemkomplexen, wie sie für Nachhaltigkeitsprobleme typisch sind.“⁴

Bürgerschaffenwissen (Citizen Science) und Forschungswende (Transdisziplinarität) sind zwei grundsätzlich unterschiedlich aufgebaute Plattformen mit ganz anderen Zielsetzungen.

Die zivilgesellschaftliche Plattform Forschungswende setzt sich bottom up aus seinen Mitgliedern und Partnern aus der organisierten Zivilgesellschaft (Umweltverbände, Wissenschaftsverbände, Sozialverbände) zusammen. Ziel dieser Plattform ist das Empowerment der Verbände, um sich zum einen in der transdisziplinären Forschung als auch im Agendasetting für Forschung einzubringen. Hier geht es um Partizipation, die Einfluss nehmen will sowohl auf die Forschung als auch das Agendasetting mit dem Ziel, zu einer gesellschaftlich robusten Forschung und Forschungsagenda beizutragen. Denn Wissenschaft und Forschung gestalten Gesellschaft heute und in Zukunft. Klimawandel, Ressourcenübernutzung oder die Probleme der Welternährung betreffen Menschen und Politik so grundlegend, dass neben Systemwissen (wie funktioniert das?) auch Zielwissen (wo wollen wir hin?) und Transformationswissen (wie kommen wir da hin?) unverzichtbar sind. Zielwissen ist normativ und Transformationswissen durch Erfahrung gewonnen. Gerade diese Wissensbestände finden sich in der Zivilgesellschaft und sollten über einen

3

https://www.buergerschaffenwissen.de/sites/default/files/grid/2017/11/20/gewiss-gruenbuch_citizen_science_strategie.pdf

4

http://www2.leuphana.de/umanagement/csm/content/nama/downloads/download_publicationen/49-8downloadversion.pdf

transdisziplinären Forschungsprozess bis zum transdisziplinären Agendasetting institutionell hinterlegt werden.

Die organisierte Zivilgesellschaft stellt eine breite Vielfalt an Personen und Standpunkten dar, die diverse Wissensbestände fundiert und durchdacht einbringen und dann auch in der gesellschaftlichen Umsetzung begleiten könnten. Allerdings sind zivilgesellschaftliche Organisationen in der Wissenschafts- und Forschungspolitik mit ihren vielen Foren und Agendasettingsprozessen völlig unterrepräsentiert und - das kommt erschwerend hinzu – finanziell nicht in der Lage, den dominanten Industrieinteressen angemessen Paroli zu bieten. Sowohl die Zivilgesellschaft als auch die nachhaltigkeitsorientierten Wissenschaftseinrichtungen befinden sich mit ihrem transdisziplinären Ansatz weitgehend in der Nische, oftmals prekär bis gar nicht finanziert für ihr gesellschaftliches Engagement in der wissenschaftlichen Politikarena. Eine Bündelung der Interessen und damit mehr Schlagkraft, Sichtbarkeit aber auch inhaltliche Substanz für eine transdisziplinäre Wissenschaft für und mit der Gesellschaft ist notwendig, um die bestehenden Machtverhältnisse und immer wieder auch Rückschläge in der Repräsentation der Zivilgesellschaft und Nachhaltigkeit im politischen Diskurs überwinden. Deshalb bräuchte es hier eine institutionell geförderte Plattform, die eine aktive Teilhabe der Zivilgesellschaft am forschungspolitischen Agendasetting bis hin zu Projekten zu ermöglichen. Eine solche Plattform schafft Dialogräume, in denen Wissenschaft mit zivilgesellschaftlichen Organisationen interagieren kann, um von- und miteinander zu lernen. Denn Transformation kann nur dann gelingen, wenn es offene Lern- und Reflexionsräume gibt.

Die Hightechstrategie 2025– ein gelungener Ansatz für mehr Partizipation?

„Die Bundesregierung hat mit der Hightech-Strategie 2025 einen Rahmen geschaffen, um innovative Formen der Zusammenarbeit zu fördern und mehr Menschen bei der Entstehung von Innovationen einzubeziehen“

Beginnen wir mit dem Hightech-Forum, das mit einem Rückschritt hinsichtlich gesellschaftlicher Beteiligung gestartet ist. Das Hightech-Forum ist in dieser Legislatur ja entgegen den Empfehlungen der letzten Legislatur ohne die Beteiligung zivilgesellschaftlicher Akteure aufgesetzt. Die Zivilgesellschaft wird „multifunktional“ von den beteiligten Wissenschaftlern mitgedacht. Oder in Beteiligungsprozessen konsultiert, die sie jedoch weder in der Planung, Auswertung noch Bewertung beeinflussen können.

Die HTS 2025 führt aus: die “Tradition des Dialogs setzen wir konsequent fort und bauen sie mit neuen, partizipativen Formaten aus. Von der Einbindung der Zivilgesellschaft in Agendasetzung und in Dialogformate bis hin zu eigenständigen Forschungsaktivitäten und – vorhaben aus der Zivilgesellschaft heraus.” (S. 62, a.a.O.).



Völlig unklar bleiben jedoch die konkreten Formate, die Kriterien der Auswahl von Mitgliedern bzw. Teilnehmenden und die Weiterverarbeitung der Ergebnisse innerhalb der Bundesregierung, um die Wirksamkeit der Partizipation deutlich zu machen. Zivilgesellschaft als forschenden Akteur zu betrachten ist überfällig und muss in der Programmgestaltung konsequent umgesetzt werden – was bedeutet, Zivilgesellschaft als antragstellende Institution zuzulassen. Eingegliedert unter einer Überschrift „Wissenschaftskommunikation und Partizipation“ drängt sich jedoch der Gedanke auf, nur Ideengeber sein zu dürfen, dem dann das Heft des Handelns wieder aus der Hand genommen wird.

In der Hightech-Strategie 2025 setzt sich die Bundesregierung neue Ziele zur Bewältigung der globalen Herausforderungen: Sie will „Wissen zur Wirkung“ bringen, wofür es einen „Schulterschluss zwischen Wissenschaft, Wirtschaft, Gesellschaft und Politik“ brauche, um „kreative Antworten auf die großen gesellschaftlichen Herausforderungen zu finden.“⁵ Allerdings bleibt die Strategie in einer technisch-ökonomischen Rahmung auf sehr traditionellen Pfaden und mit einem Beratergremium aus Wissenschaft und Wirtschaft hinter dem Ansatz des letzten Hightech-Forums zurück.

⁵ Die Bundesregierung 2018: Forschung und Innovation für die Menschen. Die Hightech-Strategie 2025. Quelle: https://www.bmbf.de/pub/Forschung_und_Innovation_fuer_die_Menschen.pdf.

Wissenschaftspressekonferenz (WPK), Köln, Nicola Kuhrt, Medizinjournalistin

Stellungnahme

Öffentliches Fachgespräch zum Thema „Wissenschaftskommunikation“

Warum der Wissenschaftsjournalismus dringend mehr Aufmerksamkeit in der Wissenschaftspolitik braucht

Am Mittwoch, 27. Mai 2020

Der Wissenschaftsjournalismus bewegt sich zurzeit in einer höchst paradoxen Welt. Während ihm auf der einen Seite allenthalben und von höchsten Stellen aus Wissenschaft, Wirtschaft und Politik Systemrelevanz attestiert wird und das orientierungssuchende Publikum wie nie zuvor auf wissenschaftsjournalistische Beiträge zugreift, wächst sich die Coronapandemie auf der anderen Seite zu einer existenzbedrohenden Krise für die Journalismusbranche aus. In den USA haben mehr als 30 Tageszeitungen wegen der Coronakrise ihr Erscheinen eingestellt

<https://www.poynter.org/business-work/2020/the-coronavirus-has-closed-more-than-25-local-newsrooms-across-america-and-counting/>.

Das Schweizer Parlament hat in der letzten Woche einen mit knapp 60 Mio Franken ausgestatteten Mediennothilfefonds aufgesetzt, um den unmittelbar drohenden Kollaps weiter Teile der privatwirtschaftlich finanzierten Schweizer Medienlandschaft zu verhindern

<https://www.admin.ch/gov/de/start/dokumentation/medienmitteilungen.msg-id-79184.html>. In NRW konnten die privaten Hörfunkanbieter nur dank einer Soforthilfemaßnahme der NRW-Landesregierung gerettet werden, die für zunächst drei Monate die Fixkosten übernimmt, die bei den Sendern für die Verbreitung der Radioprogramme anfallen. Auch andere Bundesländer wie Brandenburg und Sachsen erwägen Nothilfeprogramme für lokale und regionale Mediensegmente in der Krise. https://www.deutschlandfunk.de/coronakrise-diskussion-um-finanzspritze-fuer-privatmedien.2907.de.html?dram:article_id=476031 Diese Aufzählung ließe sich problemlos mit weiteren Beispielen aus der ganzen Welt fortführen. Was global deutlich wird: Die Finanzierungsstruktur des Journalismus ist chronisch prekär. An dieser prekären Struktur, die durch die Coronapandemie weiter erheblich beschädigt wird, hängt am Ende aber eben jener Wissenschaftsjournalismus, dessen Systemrelevanz wir derzeit nicht müde werden zu loben.

Da ist nicht nur eine paradoxe Situation. Es ist auch ein klares Indiz dafür, dass wir den Erosionsprozessen, denen das Mediensystem seit langem ausgesetzt ist, zu lange und vor allem zu tatenlos nur zugesehen haben. Die zersetzenden Effekte der Coronakrise treffen ja nicht auf ein bis dato kerngesundes Mediensystem. Das Mediensystem ist vielmehr ein Patient mit vielen Vorerkrankungen, er liegt auf der Intensivstation, aber wir verweigern ihm noch immer Beatmungsgerät und Therapie. Wo das münden wird, wissen wir.

Aus dem Kreis der bei der WPK organisierten Wissenschaftsjournalisten hören wir, dass viele Verlage bereits davon ausgehen, im Herbst Mitarbeiter*innen kündigen zu müssen. Die im Zuge der Coronakrise gekürzten oder gar komplett gestrichenen Budgets für freie Autor*innen werden nicht zurückkehren. Und bei vielen Medienhäusern steht das Wasser derart hoch, dass man kein Prophet sein muss, um zu erahnen, dass nach diesem neuerlichen, coronabedingten Schlag die Kraft nicht mehr reichen wird, um in diesem permanenten Hochwasser noch schwimmen zu können, sie werden verschwinden. Um es klar und deutlich zu sagen: Beim nächsten Großereignis, bei dem wir der systemrelevanten Arbeit der Wissenschaftsjournalist*innen bedürfen werden, werden erheblich weniger Kollegen und Kolleginnen da sein, die diese Arbeit noch leisten können.

Muss es unweigerlich so kommen? Nein, muss es nicht und darf es auch nicht, wenn uns auch in Zukunft an einer evidenzbasierten Information demokratischer Öffentlichkeiten gelegen ist, wie wir sie derzeit am Coronabeispiel dank der Arbeit ausgezeichnete Wissenschaftsjournalist*innen noch goutieren können. Was kann man tun?

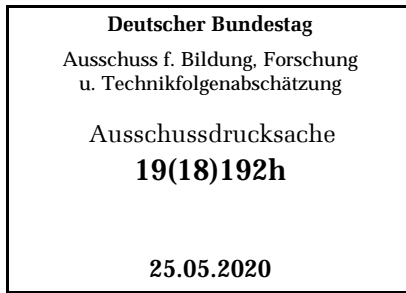
Die WPK hat den Vorschlag unterbreitet, eine Verbrauchsstiftung zur Förderung des Wissenschaftsjournalismus zu gründen. Das Geld dieser Stiftung – wir hatten einen Fördertopf in Höhe von 10 Mio € angeregt, anteilig finanziert vom BMBF und privaten Stiftungen, deren Gesprächsbereitschaft bereits in Form von Letter of Intent dokumentiert ist – soll den Transformationsprozess für einen Wissenschaftsjournalismus im 21. Jahrhundert gestalten. Die Mittel sollen also vor allem dazu dienen, neue wissenschaftsjournalistischen Initiativen zu befördern. Pathetisch formuliert: Es geht darum, neue Medienbiotope für den Wissenschaftsjournalismus von morgen anzulegen. Dafür muss man Konzepte entwickeln und praktisch ausprobieren können. Ideen gibt es, was fehlt, ist das Geld, sie umzusetzen. Aus der kommunikationswissenschaftlichen Forschung wissen wir zu Genüge, dass es gerade in Deutschland an einer fördernden Infrastruktur für diese Pioniere fehlt <https://netzpolitik.org/2019/der-kommerzielle-journalismus-steckt-in-der-krise-so-koennten-auswege-aussehen/>. Eine Verbrauchsstiftung würde genau diese Lücke schließen.

Wie zuvor schon erwähnt, gehen immer mehr Staaten dazu über, den Krisenprozessen im Journalismus mit Nothilfepaketen zu begegnen. Aber es gibt auch Beispiele dafür, dass mit Hilfe staatlicher Mittel nicht nur akut Löcher gestopft werden, sondern systematisch daran gearbeitet wird, besagte Medienbiotope zu schaffen. In den Niederlanden verdanken beispielsweise weltweit bekannte Medienneulinge wie Blendle oder de Correspondent ihrem Erfolg der Initiativförderung durch den Staat <https://www.svdj.nl/dutch-journalism-fund/>. Die britische Regierung hat auf Empfehlung eines Gutachtens <https://www.gov.uk/government/publications/the-cairncross-review-a-sustainable-future-for-journalism>, das dem Staat geraten hat, der Krise im UK-Journalismus mit einer Innovationsoffensive zu begegnen, 2019 einen millionenschweren „Future News Fund“ ins Leben gerufen. https://www.nesta.org.uk/project/future-news-fund/?gclid=EAlaIqobChMIwfzQpbDH6QIVDs53Ch0-NQBfEAAyASAAEgJ5e_D_BwE In Österreich hat ein staatliches Förderprogramm der Stadt Wien soeben 2,5 Mio Euro an 23 innovative Medienprojekte ausgeschüttet. <https://wirtschaftsagentur.at/news/innovativer-qualitaetsjournalismus-auf-dem-vormarsch-480/>. Vergleichbare Initiativen gibt es auch außerhalb Europas, zB in Kanada <https://www.newswire.ca/news-releases/the-government-of-canada-supports-canadian-journalism-to-ensure-the-vitality-of-democracy-822434599.html> und Australien <https://www.acma.gov.au/regional-and-small-publishers-innovation-fund>.

Ist wegen dieser Initiativen nun in diesen Staaten die Unabhängigkeit des Journalismus zu Grabe getragen worden, wie es jene unken, die staatlichen Förderprogrammen skeptisch gegenüber stehen? Das Gegenteil ist richtig: Nur wenn derartige konstruktive und nachhaltige Bemühungen Früchte tragen, werden diese Länder auch in Zukunft noch auf eine unabhängige Medienlandschaft blicken können. Natürlich gibt es Unabhängigkeitsrisiken, wenn der Staat Geld für Wissenschaftsjournalismus gibt. Aber die Risiken sind durch kluge juristische und institutionelle Regelungen gestaltbar. Ernst Dieter Rossmann hat in einem lesenswerten Beitrag dargelegt, dass es keineswegs ein widersprüchlicher Gedanke sein muss, dass der Staat aktiv dafür sorgt, von ihm unabhängige Systeme zu schaffen und zu schützen.

<https://www.fes.de/index.php?eID=dumpFile&t=f&f=53114&token=b1b9d0cc4701aa57ddff11690047f881e159b28d> Eine Stiftung zur Förderung des Wissenschaftsjournalismus könnte nicht nur helfen, eine unbestritten systemrelevante Profession zu schützen. Sie könnte überdies „im Kleinen“ erproben, wie eine solche Institutionen und ihre Verfahrensregeln so gestaltet werden können, dass am Ende tatsächlich zukunftsichernde Perspektiven für einen unabhängigen

Wissenschaftsjournalismus entstehen können. Dieses praktische Erfahrungswissen wäre eine ungemein wertvolle Ressource für die Beantwortung der größeren und unvermeidlich auf uns zukommende Frage, wie wir den Journalismus insgesamt in einer Demokratie erhalten können.



Leopoldina
Nationale Akademie
der Wissenschaften

Fachgespräch „Wissenschaftskommunikation“ beim Ausschuss für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung des Deutschen Bundestags am 27. 05. 2020, 9.30 Uhr, Marie-Elisabeth-Lüders-Haus, Anhörungssaal (3.101)

5 Thesen der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina zur Wissenschaftskommunikation

Prof. (ETHZ) Dr. Gerald Haug

Präsident der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina

Die Rolle der Wissenschaft, ihre Ergebnisse, die wissenschaftsbasierte Politik- und Gesellschaftsberatung und auch das Verständnis dafür, wie Forscherinnen und Forscher arbeiten und zu ihren Erkenntnissen kommen, gehören zum Fundament einer informierten und entscheidungsfähigen Gesellschaft. Derzeit gibt es ein starkes Wachstum wissenschaftlicher Erkenntnis, gepaart mit einer zunehmenden Komplexität der Forschungsergebnisse, die eingeordnet, kritisch hinterfragt und vermittelt werden müssen. Dass dies gelingt, dazu trägt wesentlich ein unabhängiger Wissenschaftsjournalismus bei. Der grundlegende Wandel in der Medien- und Kommunikationslandschaft und die Digitalisierung fordern allerdings auch die Wissenschaft heraus, die ihr eröffneten neuen Kommunikationsmöglichkeiten zu nutzen. Die Zahl der Kommunikationskanäle hat sich multipliziert, Zielgruppen haben sich stark fragmentiert, während die vermittelten Botschaften zugespitzter und schneller geworden sind. In den Sozialen Medien sind neben den etablierten journalistischen Medien neue Akteure und neue Formen der Wissenschaftskommunikation entstanden. Daher ist es wichtig, dass die Akteure der Wissenschaft dort mit verlässlichen und zielgruppengerechten Informationen präsent sind. Denn durch die Dynamik der sozialen Netzwerke besteht sonst die Gefahr, dass Fehlinformationen überhandnehmen und sich durch die den Netzwerken eigene Dynamik rasch verbreiten. Zudem könnte die in Teilen



der Gesellschaft wachsende Skepsis gegenüber kulturellen und politischen Institutionen und auch gegenüber der Wissenschaft das momentan große Vertrauen in die Wissenschaft und ihre Erkenntnisprozesse gefährden.

Basierend auf ihrer Expertise in der wissenschaftsbasierten Politikberatung bringt die Leopoldina als Nationale Akademie der Wissenschaften folgende Thesen zur Wissenschaftskommunikation ein:

1. Referenzraum schaffen: Es bedarf eines interdisziplinären und institutionenübergreifenden Referenzraums zu drängenden gesellschaftlichen und politischen Themen, die wissenschaftlich erforscht werden. Dieser Referenzraum muss verlässlich sein und sich auf Unabhängigkeit, wissenschaftlicher Exzellenz, Transparenz und Freiheit von Partikularinteressen gründen. Um diesen Referenzraum zu schaffen, greift die Leopoldina weltweit auf herausragende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zurück. Sie ist in den internationalen wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Beratungsprozess eingebunden. Sie kooperiert national wie international mit ihren Partnerakademien und weiteren Einrichtungen wie der DFG oder dem Deutschen Ethikrat. So integriert sie institutionen- und disziplinübergreifend Erkenntnisse. Dabei ist es notwendig, zukünftig vermehrt solche Themen und Aspekte in der Kommunikation aufzugreifen und in den Vordergrund zu stellen, die für die Gesellschaft von unmittelbarer Bedeutung sind oder zu denen es öffentliche Debatten gibt. bspw. Klimawandel, Gentechnik, Artenvielfalt...
2. Beratung beschleunigen: Wir brauchen eine Beschleunigung der Prozesse in der wissenschaftsbasierten Beratung. Diese muss bei einzelnen Themen und Fragen schneller und prägnanter werden, ohne die Qualität der Papiere zu verringern. Hierfür arbeitet die Leopoldina an der Einrichtung einer Pilotgruppe „Rapid Policy Advice“, die binnen kurzer Zeit Politik und Gesellschaft zu bestimmten Themen und Themenkomplexen verlässlichen Rat geben kann. Dabei werden Optionen aufgezeigt oder konkrete



Empfehlungen an die Politik ausgesprochen. Beispiele in jüngster Vergangenheit sind die Stellungnahmen „Saubere Luft“ im April 2019, das Papier „Klimaziele 2030“ im Juli 2019 und die Ad-hoc-Stellungnahmen zur Coronavirus-Pandemie im Frühjahr 2020.

3. Wissenstransfer reflektieren: Wissenschaftsbasierte Politikberatung ist eine spezifische Form des Transfers wissenschaftlicher Ergebnisse. . Das Verständnis dieses Transfers ist stetig zu erweitern, indem die Rolle der Wissenschaft in der Gesellschaft regelmäßig neu reflektiert wird. Hinzu gehört die begleitende Erforschung der Wissenschaftskommunikation wie die Selbstvergewisserung der Wissenschaft im Spannungsfeld zwischen Autonomie und Politik. Dies beinhaltet die Reflexion über Chancen und Grenzen antizipatorischer Politik- und Gesellschaftsberatung. Diese systematische und institutionalisierte Verbindung von aktueller Politikberatung auf nationaler und internationaler Ebene wird in der Leopoldina geleistet.
4. Kommunikationskompetenz stärken: Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler können am besten zeigen, wie Wissenschaft funktioniert, warum Wissenschaftsfreiheit wichtig für unsere Demokratie ist oder was wissenschaftliche Erkenntnisse von Meinungen unterscheidet. Die Leopoldina sieht Kommunikation nicht als nachteilig für die Karriere, sondern als integralen Bestandteil der Wissenschaft, der Wertschätzung verdient und gefördert werden sollte. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die ihr Kommunikationskompetenz erweitern wollen, sollten darin bestärkt und dabei unterstützt werden.
5. Wissenschaftsjournalismus fördern: In Zeiten fallender Auflagenstärken der Printmedien und eines generellen Wandels der Medienlandschaft ist ein starker und unabhängiger Wissenschaftsjournalismus notwendig, um die bestehenden Kompetenzen im Wissenschaftsjournalismus zu erhalten



Leopoldina
Nationale Akademie
der Wissenschaften

und zu stärken. Die Leopoldina hat hier Maßnahmen ergriffen, die als beispielhaft gelten können: Sie unterstützt die Wissenschaftspressekonferenz finanziell und durch den Vorsitz im Kuratorium. Sie fördert die jährliche Journalistenkonferenz Wissenswerte und bringt Themen sowie Expertinnen und Experten in das Programm ein. Mit ihrem Journalistenkolleg bietet sie seit 2012 regelmäßig eine Plattform für Redakteurinnen und Redakteure, sich ausführlich zu aktuellen Themen der wissenschaftsbasierten Politikberatung zu informieren. In den Seminaren geben Mitglieder der Leopoldina und weitere renommierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vertiefende Einblicke in ihre aktuelle Forschung und diskutieren deren Konsequenzen intensiv mit den Medienvertreterinnen und -vertretern.

Stellungnahme von Prof. Dr. Antje Boetius, Direktorin des Alfred-Wegener-Instituts und Vorsitzende des Lenkungsausschusses von *Wissenschaft im Dialog* zum öffentlichen Fachgespräch zum Thema Wissenschaftskommunikation am 27. Mai 2020 im Rahmen der 47. Sitzung des Ausschusses für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung des Deutschen Bundestags

Als Vorsitzende des Lenkungsausschusses von *Wissenschaft im Dialog* und Vizepräsidentin der Helmholtz-Gemeinschaft sowie Direktorin des Alfred-Wegener-Instituts, Helmholtz-Zentrum für Polar- und Meeresforschung, begrüße ich die Thematisierung der Frage, wie Wissenschaftskommunikation in Deutschland übergreifend gestärkt werden kann. Das reicht von Fragen in den Bereichen Ausbildung und Praxiserfahrung über eine Diskussion der (Geschäfts-)Modelle verschiedener Kommunikationskanäle bis hin zu Angeboten für die Vielfalt der Bürger*innen, Wissenschaft und Kunst zu begeben.

In meinen unterschiedlichen Rollen teile ich die im Antrag der Koalition geschilderte Analyse, dass "die Wissensgesellschaft der Zukunft (...) eine umfassende und hochwertige Wissenschaftskommunikation" braucht. Gerade vor dem Hintergrund des aktuellen öffentlichen Diskurses rund um die Corona-Pandemie wird deutlich, welche Relevanz der Bereitstellung vertrauenswürdiger Informationen aus der Wissenschaft, der unabhängigen journalistischen Recherche und der Ermöglichung öffentlichen Dialogs zu gesellschaftlich relevanten Wissenschaftsthemen zukommt. Von zentraler Bedeutung ist es dabei, **gute Wissenschaftskommunikation** zu betreiben und zu fördern. Dies bedeutet, dass wir faktenbasierte Information bereitstellen, ehrlichen Umgang mit Unsicherheiten und Komplexitäten pflegen und vor allem auch die verschiedenen Methoden und Rollen von Wissenschaft, Politik und Gesellschaft bei Risikoabschätzung und Handlungsoptionen verdeutlichen.

Voraussetzung für die Förderung entsprechend guter Wissenschaftskommunikation ist es, ein Verständnis für die verschiedenen Akteure und bereits bestehenden Organisationen und Netzwerke in der Wissenschaftskommunikation und ihre jeweiligen Rollen zu schaffen. Viele der genannten Aufgaben und Herausforderungen der Wissenschaftskommunikation gehören etwa schon heute zum Betätigungsfeld von *Wissenschaft im Dialog* - der übergreifenden Organisation der deutschen Wissenschaft für Wissenschaftskommunikation - hinter der alle großen deutschen Wissenschaftsorganisationen stehen, die viele Stiftungen zu Partnern hat, und die beispielsweise in den Wissenschaftsjahren oder im Bereich der Qualitätsentwicklung gemeinsam oder mit Unterstützung des Bundesministerium für Bildung und Forschung handelt.

Wir freuen uns, dass die Koalitionsparteien und die FDP in ihren Anträgen *Wissenschaft im Dialog* selbst, aber auch viele der Aktivitäten der Förderung von Wissenschaftskommunikation hervorgehoben haben. Von der Citizen Science-Plattform Bürger schaffen Wissen über die Wissenschaftsjahre bis hin zu Institutionen für den Zukunftsdialog wie das Futurium. Das Grundsatzpapier des BMBF zur Wissenschaftskommunikation hat dazu weitere Impulse gegeben - wie die schlichte und richtige Schlussfolgerung, dass Wissenschaftskommunikation Teil der Leistung von Wissenschaft ist. Neben vielen positiven Entwicklungen bestehen noch erhebliche Lücken in

der strategischen Entwicklung und Förderung von Wissenschaftskommunikation, auf die ich im Folgenden eingehen möchte.

Als Vorsitzende des Lenkungsausschusses von *Wissenschaft im Dialog*, Helmholtz-Vizepräsidentin und Forscherin mit engen Bezügen zu allen Wissenschaftsorganisationen und zu einer Vielzahl von Beratungsgremien wie dem Wissenschaftsrat, dem Hightech-Forum oder dem Europäischen Forschungsrat kann ich bestätigen, dass sich die Wissenschaft grundsätzlich ihrer wichtigen Funktion in der Bereitstellung von Wissen bewusst ist. Das gilt sowohl für Wissen, das, wie für die Grundlagenforschung typisch, immer wieder die Grenzen von menschlicher Erkenntnis verschiebt - als auch für Anwendungswissen. Wissen, das beispielsweise für die Bewältigung einer Krise benötigt wird, das Risikoabschätzung und -monitoring erlaubt, das Lösungen für Probleme schafft und das Simulationen erstellt, also Zukunftsbilder nach denen die Politik und die Bürger*innen entscheiden können.

Viele der jüngeren Wissenschaftler*innen sind wesentlich experimentierfreudiger geworden und nutzen gerne die zunehmende Vielzahl von Kanälen und Ausdrucksformen, um ihr Wissen zu teilen. Sie dabei von Anfang an zu unterstützen, mit Lehr- und Lernangeboten, oder auch einfach nur in der Erprobung, Erkenntnis und Entdeckung zu teilen, was Bestätigung und Freunde mit sich bringt - da kann noch einiges getan werden. Oft auch mit einfachen Mitteln wie Preisen, Stipendien, Unterstützung durch Pauschalen bei Forschungsanträgen, Unterstützung in der Gewinnung von Sichtbarkeit und Experimentierraum. Wir älteren und erfahrene Forschende müssen dabei eine Vorbildrolle einnehmen, mutig sein und uns gerade in die Bereiche vorwagen, die politisiert sind und werden.

Damit Forschende der Kommunikation ihrer Wissenschaft entsprechende Relevanz einräumen können, muss **Wissenschaftskommunikation und der Dialog zwischen Forschung und Öffentlichkeit entsprechend auch als eine fundamentale Leistung der Wissenschaft gefördert werden**. Die Kommunikation ist in allen Säulen der Wissenschaft - Forschung, Lehre und Transfer - Voraussetzung für Wirkung und dynamische Entwicklung. Das ist eigentlich auch unstrittig. Jedoch fehlt es Wissenschaft, Wissenschaftspolitik und -management nach wie vor an reflexiven Methoden der Steuerung, der Anerkennung sowie der Indikatorik zur Leistungsbeurteilung im Bereich von Kommunikation und Wissenstransfer. Hier geben das Papier des Wissenschaftsrates von 2016¹, die Papiere der Helmholtz-Gemeinschaft aus 2016² und 2019³, die Siggener Impulse⁴ sowie das aktuelle Strategiepapier von *Wissenschaft im Dialog*⁵ wichtige Hinweise. Solange die Leistungen der Wissenschaft und der Wissenschaftler*innen in quantitativen Indikatoren wie

¹ Wissens- und Technologietransfer als Gegenstand institutioneller Strategien | Positionspapier (Drs. 5665-16), Oktober 2016, abrufbar unter https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/5665-16.pdf?__blob=publicationFile&v=3

² Wissenstransfer in der Helmholtz-Gemeinschaft. Abrufbar unter https://www.helmholtz.de/fileadmin/user_upload/01_forschung/Technologietransfer/Wissenstransfer/AG_Wissenstransfer_Ergebnispapier_Dez_2016_Layout.pdf

³ Wissenstransfer bei Helmholtz. Abrufbar unter https://www.helmholtz.de/fileadmin/user_upload/Transfer/Helmholtz_Wissenstransfer_2019_web.pdf

⁴ Abrufbar unter <https://www.wissenschaft-im-dialog.de/projekte/siggener-kreis/>

⁵ Abrufbar unter https://www.wissenschaft-im-dialog.de/fileadmin/user_upload/Ueber_uns/WiD_dokumente/Strategiepapier_WiD_2017.pdf

Veröffentlichungen, Drittmittel und Patente gezählt werden, kann die Relevanz, Strategie und Qualität ihrer Wissenschaftskommunikation nicht ausreichend berücksichtigt werden. Das zu ändern, muss auch Ziel eines politischen Handelns an dieser Stelle sein.

Nun zu weiteren Punkten aus den Anträgen der CDU/CSU und SPD sowie der FDP, die zu Recht die Stärkung von Prozessen übergreifender Strategiebildung sowie nachhaltiger - auch institutioneller - Förderformate in den Blick nehmen: Es braucht unbedingt Angebote entlang des gesamten Ausbildungs- und Karriereweges derjenigen, die öffentlich über Wissenschaft und Forschung kommunizieren - seien es solche, die Forscher bleiben, oder jene die sich innerhalb oder außerhalb des Wissenschaftssystems in der Wissenschaftskommunikation professionalisieren. Es gibt großen Bedarf an sinnstiftender Kommunikation und an der Einordnung entlang ethischer und politischer Werte und Ziele - sich entsprechend zu orientieren, hinzuhören und weiterzudenken braucht Zeit, Möglichkeiten und Arbeitsteilung sowie ein hohes Qualitäts- und Strategiebewusstsein.

Hier sollten die entsprechenden Angebote regelmäßig systematisch überprüft und weiterentwickelt werden. Dabei gilt es zunächst die wenigen Institutionen, die sich erfolgreich etabliert haben, auch auskömmlich zu unterstützen. **Akteure wie das Haus der kleinen Forscher, das NaWik, das Science Media Center, die WPK, *Wissenschaft im Dialog* mit seinen Foren, und Begegnungsräume für die Kommunikatoren sollten nachhaltig gefördert werden, so dass sie sich strategisch weiterentwickeln können.** Es sind wenige, die unter sich schon sehr gute Abstimmungsprozesse pflegen, sodass hier ein grundsätzliches Vertrauen in Mehrwert und Arbeitsteilung angemessen ist. Da kann ich den Antrag der Fraktionen von CDU/CSU und SPD nur unterstützen.

Ich möchte darauf hinweisen, dass viele Aktivitäten der Wissenschaftskommunikation in Deutschland noch immer weitgehend auf private Stiftungen und Drittmittel basieren und diese oftmals nur projektartig gefördert werden - angefangen bei *Wissenschaft im Dialog*, und dem Science Media Center bis hin zu vielen Formaten auch im Nachwuchsbereich, die nicht auskömmlich finanziert sind. **Für eine grundsätzliche Absicherung der Leistungs- und Strategiefähigkeit von Akteuren im Bereich der Wissenschaftskommunikation sind Konzepte für die langfristige Förderung unerlässlich. Nur so können aus meiner Sicht Qualitätssicherung und systemübergreifende Zusammenarbeit erfolgen.**

Um zukünftig mehr und vor allem mehr hochwertige Wissenschaftskommunikation in Deutschland ermöglichen zu können, bedarf es daher auch Veränderungen im Wissenschaftssystem und an seinen Schnittstellen zu Medien und dem Wissenschaftsjournalismus, zur Politik und Politikberatung wie auch zur Gesellschaft und Öffentlichkeit. Bedeutsam wird es sein - wie im Antrag betont wird -, die Wissenschaftskommunikation stärker in der Forschungsförderung und in den grundlegenden strategischen Prozessen des Wissenschaftssystems und der Allianz-Organisationen zu verankern.

Diesen **Kultur- und Systemwandel** braucht es vor allem deshalb, damit Wissenschaftler*innen einerseits als zentrale Akteur*innen der Wissenschaftskommunikation agieren und andererseits von Arbeitsteilung profitieren können. Auch wenn viele Forscher*innen bereits aufgrund intrinsischer Motive an Wissenschaftskommunikation mitwirken, wie wir es ja gerade auch in der Corona-Kommunikation beispielhaft sehen, kann

deren Förderung und Umsetzung in der Breite nicht ohne Anreize oder Verankerung in den Unterstützungs- und Anerkennungssysteme der Wissenschaft funktionieren. Gerade die Rolle kommunizierender Forscher*innen während der Corona-Pandemie macht deutlich, dass es nicht nur um eine Befähigung von Wissenschaftler*innen zu zielgruppengerechter und allgemeinverständlicher Kommunikation über wissenschaftliche Erkenntnisse geht, sondern diese auch Möglichkeiten brauchen, ihre gesellschaftliche Rolle und die Verantwortung der Wissenschaft sowie das Verhältnis von Forschung zu den Medien und einer möglichen Medialisierung von Wissenschaft zu reflektieren. Nur dann können sie angemessen kommunizieren.

Die jüngsten Ereignisse und Herausforderungen an die Wissenschaftskommunikation im Bereich Umwelt-, Natur- und Klimaschutz wie zuletzt auch bei der Bewältigung der Corona-Krise zeigen den Bedarf, auch Förderformate der Wissenschaftskommunikation mit breiter Reichweite in die Gesellschaft in den Blick zu nehmen. Das gilt für den Bereich des Wissenschaftsjournalismus, aber auch und gerade für die Schnittstellen zwischen Wissenschaft, Medien und dem Kunst- und Kreativbereich.

Ebenso zeigt sich derzeit, wie essentiell ein gut funktionierender Wissenschaftsjournalismus in Krisensituationen ist. An dieser Stelle möchte ich daher auch nachdrücklich für die Förderung des Wissenschaftsjournalismus werben. Auch hier gilt es, die Themen Ausbildung und Nachwuchs sowie Karrierewege und Qualitätsmanagement zusammen in den Blick zu nehmen. Wissenschaftsjournalismus hat nicht nur wegen der Übersetzungsleistung von Forschungsergebnissen zu gesellschaftlich relevanten Erkenntnissen, sondern gerade auch wegen seiner Funktion als "Korrektiv" und aufgrund von Reichweiten auch in wissenschaftsferne gesellschaftliche Bereiche eine essentielle Aufgabe, die extrem hohes Wissen und Vernetzung sowie Fähigkeit zu systemischem Denken voraussetzt.

Die im Antrag der Koalition benannte "Agentur für Wissenschaftskommunikation" könnte sich diesen Aufgaben widmen. Eine derartige Struktur sollte vor allem auch bei der **Förderung innovativer Ansätze der Wissenschaftskommunikation in und an den Schnittstellen der gesellschaftlichen Teilsysteme Wissenschaft, Medien, Wirtschaft, Kunst und Politik** tätig sein. Wir brauchen in diesem Bereich neben den bewährten Formaten und Methoden auch **Experimentierräume** wie Programme zur Unterstützung langfristiger Projekte beispielsweise zur Gewinnung von Zielgruppen, die keine Nähe zur Wissenschaft aufweisen oder nicht aktiv nach Informationen zu wissenschaftlichen Themen suchen. Hier schlage ich vor, besonders auch unter Berücksichtigung der verheerenden Wirkung der Pandemie-Maßnahmen auf Kultur, Kunst- und Kreativwirtschaft, neue Experimentierräume zu fördern und ein Konjunkturprogramm für den Geist, die Begegnung und den Dialog rund um Wissen aufzulegen. Dafür muss gewährleistet sein, dass Projekte scheitern können und aus dem Scheitern gelernt wird. Hier könnte die vorgesehene Struktur eine sinnvolle Rolle im bestehenden Netzwerk einnehmen. Allerdings könnte diese Funktion vermutlich auch durch die gezielte und nachhaltige Förderung bestehender Einrichtungen abgedeckt werden.

Nachdrücklich unterstützen will ich auch die Forderung nach **mehr strategischer Zusammenarbeit zum Thema in der Allianz der Wissenschaftsorganisationen**. Wie ein derartiger Wandel der Wertschätzung der Wissenschaftskommunikation und des Wissenstransfers für alle beteiligten Akteure gewinnbringend gelingen kann und welchen

Zielen dieser dienen soll, dazu hoffen wir unter anderem auch in der #factorywisskomm zusammenzuarbeiten.

Um tatsächlich durch gute Wissenschaftskommunikation auf die Wissenschaftsmündigkeit von Bürger*innen, auf evidenzbasierte persönliche und gesellschaftliche Entscheidungen sowie auf ein Vertrauen in das Wissenschaftssystem hinwirken zu können, müssen wir noch mehr darüber wissen, wie unsere Aktivitäten und Formate auf welche Zielgruppen wirken und wie diese zukünftig noch verbessert werden können. Eine **Stärkung der Evaluations- und Wirkungsorientierung in der Wissenschaftskommunikation und der Forschung zu Wissenschaftskommunikation** ist daher ein wesentliches Element der strategischen Weiterentwicklung. *Wissenschaft im Dialog* baut in diesem Bereich derzeit bereits eine Plattform für Evaluation und Wirkung in der Wissenschaftskommunikation auf. Zentral ist es aus unserer Sicht hierbei, Ergebnisse und Erkenntnisse der Forschung so aufzubereiten, dass sie in die Praxis der Wissenschaftskommunikation Eingang finden und dort zu Verbesserungen führen können. Gleichzeitig gilt es, praktische Kontexte von Wissenschaftskommunikator*innen in der *science of science communication* anzuerkennen und einzubeziehen.

So wird es auch wichtig sein, Akteure aus der Kommunikation und aus der Forschung einzubeziehen, um gemeinsam **Kriterien für gute Wissenschaftskommunikation** und deren Förderung wie auch entsprechende Qualitätssicherungsprozesse und reflexives Monitoring zu entwickeln. Diese gilt es bei einer zukünftig verstärkten Förderung von Aktivitäten in diesem Bereich zu beachten. Die öffentliche Kommunikation über Wissenschaft und Forschungserkenntnisse in der Corona-Pandemie macht dabei deutlich, dass Reflexion über und Kriterienentwicklung für gute Wissenschaftskommunikation gerade auch im Bereich der Politikberatung sowie in Krisensituationen insgesamt von hohem gesellschaftlichem Wert sind. Im Nachgang ist es wichtig, auch hier Forschung und Diskussion anzuschließen und für die Zukunft zu lernen.

Vor dem Hintergrund der großen Herausforderungen und Anforderungen an die Wissenschaftskommunikation müssen mehr Ressourcen zur Verfügung gestellt werden, die gute Wissenschaftskommunikation und die entsprechenden Unterstützungsstrukturen fördern. Eine langfristige und systemische Perspektive in der Förderung von Wissenschaftskommunikation ist unerlässlich. Zukünftige Förderung der Wissenschaftskommunikation soll dabei nicht nur zu einem quantitativen Aufwuchs an Maßnahmen beitragen, sondern eine Wissenschaftskommunikation ermöglichen, die die jeweilige Zielgruppe im Sinn hat und einen produktiven, lernenden und von Vertrauen geprägten Austausch zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit ermöglicht. Für diese sollten wir uns gemeinsam stark machen.

Vielen Dank für die Gelegenheit zu dieser Stellungnahme!